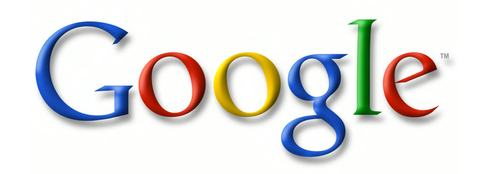
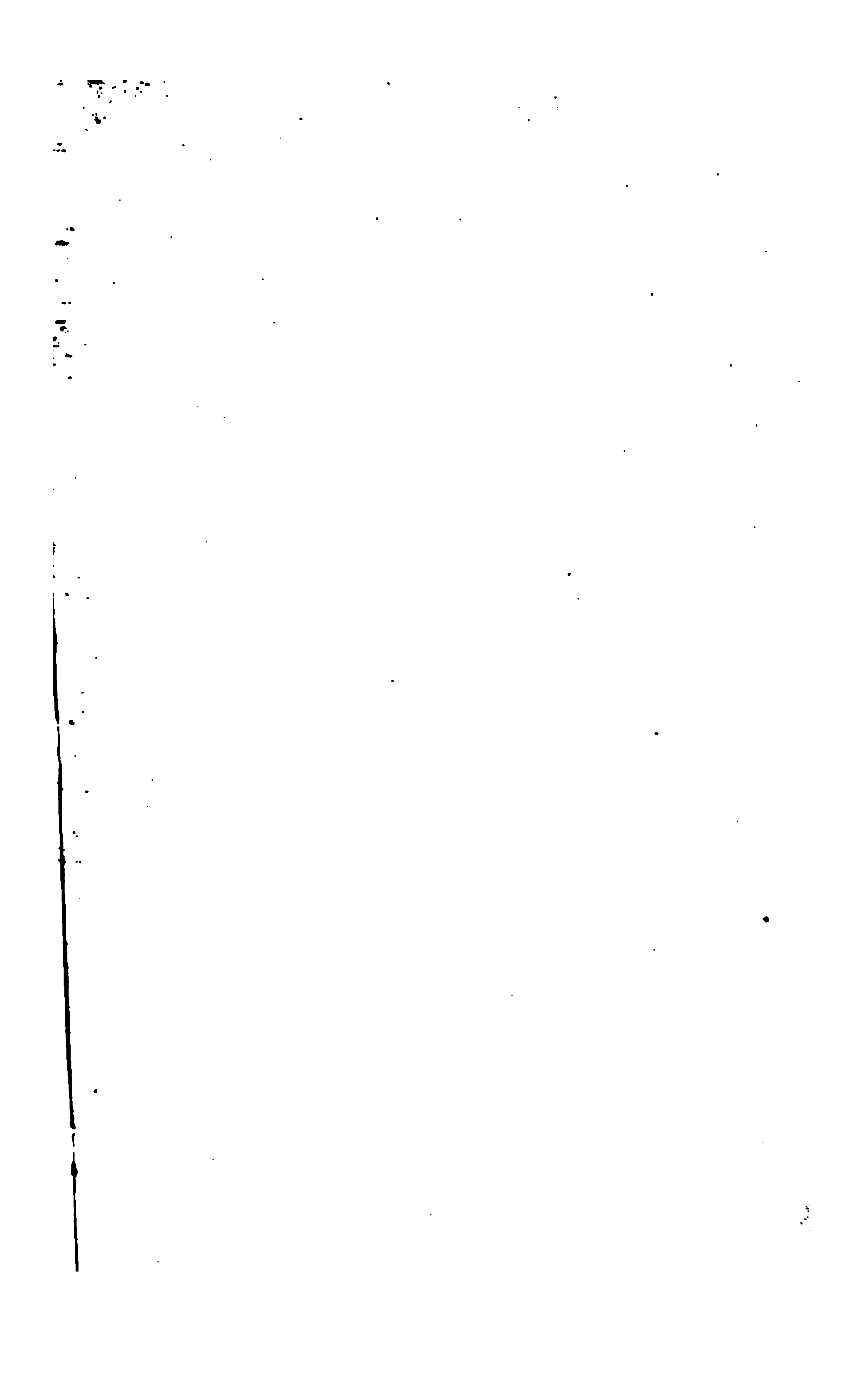










Der

Zerfall Oestreich's.

Von einem

Deutschen Oestreicher.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1867.

Inhalt.

Das Jahr 1866 hat für die fortschrittliche Reorganisation der Staaten Europa's eine neue Phase eingeleitet. Mit dem Tage von Königgrätz ist für die deutsche Nation der Tag der Wiedergeburt angebrochen, neben der italienischen die germanische Einheitsfrage in Fluß gekommen. Das Ausscheiden Oestreichs aus Deutschland war nur ein Act innerer wie äußerer Notwendigkeit, der sich Franz Josef I. fügen mußte, nachdem sein scheinbarer Machteinfluß fast mit Einem Schlage gebrochen und vernichtet war. Mit dem Ausscheiden der Habsburger aus Deutschland war aber auch das Haupt-Hinderniß einer freiheitlich politischen Entwicklung und Consolidirung unserer Nation aus dem Wege geräumt, und der fremde Pfahl, der entnervend und schwächend in unserem Fleische saß, herausgetrieben.

Die neue Ordnung der Dinge, die das Jahr 1866 in's Leben geführt, hat eine Unzal publicistischer Arbeiten hervorgerufen, zu denen auch die Lage Inner-Oestreichs manch schätzbares Quellen-Material geliefert. Wie verdienstvoll nun auch einige dieser Abhandlungen sein mögen, ein Gesammtbild der innern Zustände und Verhältnisse Oestreichs, der politischen Bestrebungen all seiner Nationen im Kampfe mit der Oligarchie und der Dynastie, und

den diesem permanenten Kriege zu Grunde liegenden Tendenzen geben sie nicht. Diese Lücke auszufüllen, zu untersuchen, ob Oestreich noch innere Lebensquellen besitze, die den Fortbestand dieser Monarchie sichern, und die Stellung dieses Reiches, gegenüber jenen großen europäischen Fragen klar zu machen, die bei dem Ausbau der neuen Staaten-Organisation auf der Basis des Nationalitäts-Principes mit dem „Sein oder Nichtsein" an das „Oestreich der Oestreicher" heran treten; das ist die Aufgabe dieser Darstellung. Sie ist aus langjähriger Anschauung vorurteilsfrei geschöpft; und da wir selbst an dem innern Kampfe um die Volksrechte stetigen Anteil genommen, und alle unsere Zustände in nächster Nähe gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatten, so dürfen wir uns wol der Hoffnung hingeben, es werde dieser Schrift gelingen, so manche noch allgemein verbreitete, irrtümliche Meinung über Oestreich zu berichtigen; andererseits aber auf eine Catastrofe vorzubereiten, die sich in Oestreich nach einem innern logischen Gesetze vollziehen wird, und die keineswegs, wie man dies allgemein annimmt, Zustände herbeiführen dürfte, deren Chaos für das sich consolidirende Deutschland von den unabsehbarsten Folgen sein soll. Die Broschüre zeigt im Gegenteile, daß der Verwesungs-Proceß, an dem unsere Oligarchie, die Regierung und die Dynastie unheilbar laboriren, jene chemisch-analytische Sonderstellung der Nationen Oestreichs herbeigeführt hat, die aus dem östreichischen Völker-Chaos bereits die Gruppen geordnet, die sich ruhig wie in einem unabwendbaren Natur-Processe im gegebenen Augenblicke den stamm- und interessenverwandten Staatenbildungen assimiliren werden. Also nicht blos eine Aenderung des Ministeriums, oder etwa ein Wechsel in der Dynastie! **Auf dem Zerfalle Oestreichs beruht das Leben und der Friede der Nationen und der Staaten Europa's.** —

Bei diesem publicistischen Unternehmen hat uns nur der Gedanke geleitet, die Ehre und die Interessen der deutschen Nation bei ihrem Einigungs-Processe waren und den Pfad mit ebnen zu helfen, auf dem sich der Ausbau des germanischen Staates vollzieht und der Friede Europa's gegründet wird. Ist es uns gelungen, die Haltung der Parteien in der östreichischen wie in der deutschen Frage klar zu stellen, und die Machinationen unserer Staatsmänner für ihre Statusquo- und Restaurations-Politik wieder neue Kämpen und Helfershelfer zu gewinnen, vereitelt zu haben; so hat die Broschüre ihren Zweck erfüllt. Denn man kann es dem Herrn Grafen von Bismarck in unserer Hofburg noch immer nicht verzeihen, daß ihm die Consolidirung Deutschlands gelingt, ohne dem Imperator an der Seine die linken Rhein-Provinzen freiwillig abtreten zu müssen. Nicht etwa deshalb, weil unser Cabinet der Ehre der Nation und der Größe des Vaterlandes Rechnung trüge; sondern weil ihm dadurch der packende Vorwand entzogen ward, das deutsche Volk gegen die Hohenzollern unter der Beschuldigung des Vaterlands-Verrates von Neuem aufzurufen.

Zum ersten Male steht auf der Tagesordnung der öffentlichen Discussion der Satz von dem Zerfalle Oestreichs als einer europäischen Notwendigkeit. Der Streit wird ein heißer werden, und die Vorwürfe, daß es ein Deutscher in Oestreich gewagt, aus den Kerker-Luken des Jammers und Elends einen sehnsüchtigen Blick zu werfen auf die neue Ordnung, die sich in Deutschland vollzieht, werden in Verdächtigungen ausarten. Ich quittire sie mit der Versicherung meiner ganz absonderlichen Hochachtung schon im vorhinein; weiß ich doch, daß Millionen deutscher Herzen dieselbe Ueberzeugung tragen wie ich, und daß Millionen meiner Brüder in Oestreich

mit mir des Augenblicks harren, in dem der Gedanke: den Staub von den Füßen zu waschen und mit Thränen in den Augen den Wanderstab zu ergreifen, — abgestorben sein wird; denn wir werden in — Deutschland sein.

Wien, im März 1867.

Der Verfasser.

I.

Die Staatsraison der Habsburger.

Das Wiener Cabinet bewart die alte Taktik, die ewig neu bleibt. Wirft man ihm die Unterlassungs- und Begehungs-Sünden am Wole der deutschen Nation und am Geiste der Zeit vor, weist man ihm nach, daß es das deutsche Volk parasitisch ausgenützt, ohne deutsch zu sein; so holt es aus seinen Rüstkammern die vermoderten Herrlichkeiten aus alter, längst vergangener Zeit und beginnt die alte Geschichtsfälschung, die Verhimmlung der Thaten der Habsburger und ihres segensreichen Wirkens für Reich und Nation von Neuem. Wir kennen das; wissen aber zu gleicher Zeit, daß die deutsche Nation heute einer richtigen Einsicht huldigt, und daß die Frage: „Die Habsburger oder die Hohenzollern, Oestreich oder Preußen?!“ bereits gelöst ist.

Es herrschte keine Moral in der Geschichte, wäre dem nicht so! Seit vollen drei Jahrhunderten steht Oestreich außerhalb des deutschen Reiches, wenn es auch dem Scheine und dem Namen nach einen Theil desselben bildete. Der östreichische Länder-Complex behauptet seit drei Jahrhunderten eine ganz und gar gesonderte und unabhängige Stellung neben dem Reiche, das für Oestreich alle Lasten und Verpflichtungen des Schutzes und des Beistandes zu tragen hatte, wärend dieses außerhalb der Reichsverfassung und der Reichs-Gesetze stand, ledig jeder Verpflichtung gegen Reich und Nation, losgesprochen selbst von der militärischen Verteidigung der Reichsgrenzen, so weit es nämlich nicht die östreichischen selbst waren! So waren denn die deutschen Reichslande für Oestreich nichts anderes, als die Melkkuh, die es ausbeutete, die alle Lasten

zu tragen hatte, wärend es selbst im Genusse aller Vorteile war. Wie trefflich die Habsburger dieses Verhältniß auszunützen verstanden, darüber gibt ihre Geschichte flagrante Beweise. Es würde die Aufgabe dieser Broschüre weit überschreiten, wollte sie, wenn auch nur in großen Umrissen, eine zusammenhängende, lückenlose Darlegung des Wirkens der Habsburger für Reich und Nation geben. Für uns gilt es nur, jene Momente der geschichtlichen Erfarung zu skizziren, die als leitende Factoren geeignet sind, der Nation bei der Neu-Organisation ihres Staatenbaues zur Richtschnur zu dienen.

Und so sehen wir denn, was Oestreich seit seiner Erhebung zu einer europäischen Großmacht unter Leopold I. für das Reich gewirkt. Es ist wahr! Leopold I. hat manchen Krieg geführt, der auch für Deutschland von wolthuenden Folgen war. Es wäre jedoch ein großer Irrthum, wollte man annehmen, daß der Beweggrund hiezu in einem nationalen Interesse beruhte. Die Habsburger bemaßen ihre Handlungen nur nach dynastischen, territorialen oder kirchlichen Interessen. Die Geschichte der Kriege gegen Ludwig XIV. liefert hiefür die untrüglichsten Beweise.

Ein Habsburger, Karl VI. war es, der (1714) das wichtigste Bollwerk der Rheinlinie, Straßburg und Landau preisgab, um in Mexiko und Madrid freie Hand zu erhalten. In seiner Macht wäre es gelegen, die Donau bis zum Meere beherrschen, und so im Oriente festen Fuß fassen zu können; allein dies ging gegen die spanisch-habsburgische Tendenz. Und als Karl VI. Neapel an Frankreich verlor, so trat er, schmachvoll genug, das deutsche Reichsland Lothringen ab, um sich hiefür Toscana zu erhandeln. So mußte Deutschland Straßburg, Elsaß und Lothringen einbüßen, lediglich damit die Habsburger in Italien herrschen. Das Vorhandensein eines germanischen Staatsgedankens in der Geschichte der Habsburger nachweisen zu wollen, das hieße auf Eisfeldern Palmen suchen. Aber Oestreich war von Deutschland nicht blos politisch getrennt, es blieb ihm auch fremd seiner inneren Gestaltung, seinem innersten Wesen nach. Und machten sich auch hie und da halbe Versuche geltend, nach modernen Principien die

Staatsverwaltung zu lenken; so brachen sie sich nicht bloß an der lückenhaften Halbheit, mit der man sie durchzuführen suchte, sondern auch an dem Widerstande der hierarchischen und dynastischen Interessen, an dem Schwanken der Krone, nicht etwa zwischen einem nationalen Staatszwecke und der Freiheit, sondern zwischen militärischem Despotismus und politischer Onmacht. So ist denn schon seit Jahrhunderten der innere Krieg in Oestreich permanent, und die Säbelherrschaft, die sich mit der gewaltigen Macht des Clerus ganz gut verstand, blieb an der Tagesordnung bis zu dem blutigen Tage von Königgrätz, der sie wol auf immer gebrochen.

Nur einmal nahm Oestreich den Anlauf zu einer ernsten Reorganisation seines Staatslebens auf deutsch-nationaler Basis. Es war unter dem edlen Kaiser Josef II., der mit der deutschen Aufklärung auch deutsche Sprache und Cultur in sein Reich einführen wollte. In seinem Bewußtsein stand der deutsche Kaiser über den Habsburger, und seine Bestrebungen nach der Erwerbung Bayerns und mehrerer schwäbischer Bezirke entsprachen lediglich der Ueberzeugung, daß Oestreichs Zukunft nur dann gesichert sei, wenn es deutsch geworden, in Deutschland festeren Fuß gefaßt, und wenn es sich an die Spitze der Fortschritts- und Freiheitsbestrebungen der deutschen Nation gestellt. Allein diese Einsicht kam schon damals „zu spät". Die kurze Spanne des Josefinischen Wirkens vermochte nicht mehr gut zu machen, was seine Vorfahren in jahrhundertlangem Wirken an Reich und Nation verbrochen. Die Verhältnisse und Zustände waren stärker, als sein Geist und sein ernstes Wollen. Nach ihm brach wieder die alte Nacht über Oestreich herein. — Es war in den Stürmen des Revolutionskrieges; die deutsche Nation hatte sich wiedergefunden, sie war auferstanden zu neuem Leben, und das Bewußtsein der Einheit quoll befruchtend durch die Massen. Wärend sich dieser Proceß auf geistigem Gebiete in Deutschland vollzog, war Oestreich in seine alte Finsterniß, die kein Geistesblitz erhellte, zurückgesunken. Die Josefinischen Tendenzen waren gefallen, mit ihnen das Vorwiegen des Deutschthums in Oestreich. Aber Oestreich, getreu seiner alten Politik, räumte auch seine deutschen Posten im Reiche „draußen"; es ver-

zichtete auf Bayern, es gab Belgien hin und opferte Vorder-Oestreich, lediglich um dafür auf italienischem Boden eine breitere Position gewinnen zu können. Italien um Deutschland! Doch die Habsburger haben sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, sie gingen noch weiter. Die östreichischen Agenten erklärten bei den Friedens-Verhandlungen in Paris, daß der Kaiser in die Abtretung des linken Rheinufers willige, sobald man ihm nur Bayern überlasse. Auf dieser Basis wäre Oestreich bereit gewesen den Frieden abzuschließen, wenn Frankreich nicht die Abtretung von Mailand begehrt hätte. So kämpfte man weiter! Als aber Frankreich den Habsburgern für Mailand Venedig bot, da war die definitive Abtretung des linken Rheinufers vollzogen. Also wieder Italien um Deutschland!

Dieses arme, ausgesogene Reich! Es war in den Händen der Habsburger das Opferlamm, von dem man Stück für Stück verschacherte, unbekümmert um das Wol und die Ehre der Nation. Weil die Habsburger zu Neapel auch noch Sicilien begehrten, mußte Deutschland Straßburg opfern. Um für Neapel Toscana erwerben zu können, mußte Deutschland Lothringen opfern, und um den Besitz Venedigs zu erhalten, erwartete man mit brennender Ungeduld den Augenblick, in dem man das linke Rheinufer preisgeben konnte.

Und Angesichts solcher Tatsachen wagt man es noch, davon ruhmrednerisch zu sprechen, wie die Habsburger eigentlich mit Aufopferung ihrer eigenen dynastischen Interessen die Ehre des Reiches und das Wol der Nation gewahrt und geschützt! Zu einer solchen Auffassung der Tatsachen gehört ein — goldener Schlüssel. Doch man wird sich bitter täuschen, wenn man glaubt, daß die Nation nichts gelernt und nichts vergessen habe. Keine Macht der Erde vermag an einer offenen Kritik dieser Tatsachen etwas zu beschönigen. Es bleibt der schnödeste Vaterlands-Verrat, den die Geschichte verzeichnet, ein ehrloses Preisgeben der höchsten Güter der Nation um einen — Judaslohn!

Zu derartigen Collisionen führten aber nicht blos vorübergehende Interessen der Habsburger; in diesem Contraste, bei dem das Reich

stets den Kürzeren zog, standen die Staats-Interessen Oestreichs fast permanent, wenn sie auch in sehr sporadischen Fällen mit denen des Reiches parallel liefen. Und als endlich das Bewußtsein der Deutschen als Nation zum Durchbruch gelangte, als ein Hohenzollern endlich diese Nation zum Kampfe gegen den Zwingherrn aufrief, da schrak der Habsburger in seinem Innersten zusammen über den Frevel, daß es die Deutschen gewagt, sich als Nation zu fühlen, und daß Preußen diese Nation proclamirte. Und nun erblickte das Wiener Cabinet seinen Feind in erster Reihe nicht in Napoleon, sondern in dem deutschen Volke. Dieses in Banden und Ketten zu legen, war das Ziel der Bestrebungen, die dann von der Wiener Hofburg aus den Weg durch Deutschland nahmen. Es ist erwiesene Tatsache, daß das Wiener Cabinet im Jahre 1814 die Kriegs-Operationen auf alle erdenkliche Weise zu lähmen suchte, um durch seine Ränke den Beschluß zum Rückzuge aus Frankreich dennoch durchzusetzen.

In diesen Bahnen wälzt sich die Geschichte Oestreichs fort bis in die jüngste Zeit; bei allen Actionen trat die Verschiedenheit der beiderseitigen Interessen immer greller zu Tage, und aus dem Verhältnisse zu Oestreich zog Deutschland nur den Erfolg, daß es nach Außen wie nach Innen immer schwächer werdend gewürdigt wurde, für Oestreichs Gewinn die Kosten tragen zu dürfen, daß es für die Habsburger nur ein Territorium war, mit dessen einzelnen Stücken man sich in Italien Boden schaffte. So waren die Interessen der Habsburger geartet. Diese Dynastie stand nicht mehr in der Nation, sie stand nicht mehr neben ihr, sondern factisch gegen Reich und Nation. Das sind Tatsachen, gegen deren Logik keine Einwendung erhoben werden kann. Und wer die Geschichte der Habsburger auch in den letzten fünf Decennien kennt, der wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß der blutige Tag von Königgrätz nur die Consequenz zog, zu der diese Dynastie in jahrhundertlanger Versündigung an Reich und Nation die Prämissen gegeben. Der Pfahl, der so lange in dem Fleische der deutschen Nation Verderben bringend stak, ist endlich ausgetrieben worden, und mit Oestreich ist auch das Bollwerk gefallen, hinter

dem sich die Finsterniß, die Freiheitsknechtung und der Alp barg, der auch das Aufathmen des deutschnationalen Lebens, das nach Consolidirung rang, erdrücken wollte. Beständen die Errungenschaften von Königgrätz auch nur in diesem Einen Erfolge, wir müßten Preußen verpflichtet sein, auch wenn wir uneingedenk wären, daß die Spottgeburt des deutschen Bundes mit zu Grabe getragen wurde, daß dieses morsche Institut fiel, wie Oestreich, unbeweint und unbeklagt, und daß dieser Fall ein Frohlocken erregte in allen Fortschrittsstaaten der Welt.

Aber selbst in Oestreich regte sich nicht einmal das Gefühl des Mitleids mit dem tiefen Fall der Dynastie, die von ihrer einst schwindelnden Höhe durch starres Festhalten an veralteten Formen und Gestaltungen, durch das blindeste Verkennen seiner Aufgaben nach Innen wie nach Außen, der Gegenwart und Zukunft fast abgestorben ist. Nachdem der erste blutige Schmerzensschrei, der die zur Schlachtbank getriebenen Opfer beweinte, verhallt war, zog in alle Gemüter das Gefühl der bittersten Enttäuschung ein, und man wandte sich entsetzt hinweg von einer Dynastie, die einen Staat wie Oestreich so zu Grunde richten und die Völker dieses Reiches so gründlich von sich abstoßen konnte.

Das Volk in Oestreich, schon vor Beginn des Feldzuges eventuelle Siege fürchtend, bangte für Erfolge, die die östreichischen Waffen im Innern gewöhnlich nach sich ziehn, und der Wunsch, ja die Hoffnung, daß Oestreich in dem Waffengange den Kürzeren ziehen möge, aber ehrenvoll, war eine laut ausgesprochene und allgemein verbreitete.

Das Volk wußte nur zu gut, daß der drückendste Absolutismus, Pfaffen- und Säbelherrschaft die unausbleiblichen Folgen der östreichischen Siege sind und bleiben werden, und deshalb stand es in seinen Hoffnungen auf Seite Preußens. So war es im Jahre 1859, so blieb es im Jahre 1866! Die Völker waren des alten Druckes, der gebrochenen kaiserlichen Worte, der sistirten Verfassungen müde, sie sehnten sich nach fortschrittlichen und freiheitlichen Institutionen, und weil sie wußten, daß nur die blutigsten

Niederlagen dem Throne die in Ketten gehaltenen Volksrechte wieder abgewinnen können, so erbaten sie für die Feinde — den Sieg.

Wie sehr muß sich aber eine Dynastie die Herzen ihrer Völker entfremdet haben, wie groß müssen die Conflicte zwischen den dynastischen und den Interessen der Völker geworden sein, wie riesig der Druck und wie hoffnungs- und vertrauenslos alle Gemüter, wenn sie keine andere Wal, keinen andern Ausweg finden ihre Lage zu bessern, als diesen! Und in der That kann Oestreichs Lage nicht mehr schlimmer werden, als sie es ist. Selbst die entscheidenden Tage des letzten Feldzuges haben das Wiener Cabinet nichts lernen und nichts vergessen lassen! Man steuert vermessen auf ein zweites Königgrätz los, als ob Oestreich noch ein drittes erleben könnte. Wenn die blutigen Schicksalsschläge des Jahres 1866 den Habsburgern nicht den Blick zu klären vermögen, dann vermag dies keine Macht der Erde mehr.

Es ist ein merkwürdiges und lehrreiches Spiel der Geschichte! In demselben Jahre, in dem die Dynastie Habsburg aus Deutschland, dessen Außenposten es vaterlandsverrätherisch gegen italienische Provinzen umgeschachert, ausgestoßen wurde; in demselben Jahre verliert es auch noch seinen Judaslohn, den Hauptrest seiner italienischen Besitzungen. Es gibt eine Vorsehung, es gibt eine Gerechtigkeit in der Geschichte! Wenn es noch einer Tatsache bedürfte, den Völkern über den freventlichen Leichtsinn die Augen zu öffnen, mit dem das Wiener Cabinet das Gut und Blut des Volkes nur als den Spielball seiner Machinationen betrachtet; so müßte sie der jüngste italienische Krieg allein liefern. —

Zwei Wege standen Oestreich offen, um die italienische Frage, diese brennende Wunde an dem altersschwachen und siechen Staatskörper, zur Lösung zu bringen. Entweder sah Oestreich ein, daß sich die Consolidirung Italiens nicht aufhalten und mit ihr der Besitz Venedigs nicht erhalten lasse; oder es fühlte sich stark genug, Venedig behaupten zu können. Im ersteren Falle wäre dem finanziell so ruinirten Reiche die gebotene Entschädigungssumme sehr zu Gute gekommen; es hätte einen Krieg erspart und mit ihm Tausende von Menschenleben und Millionen von Gulden. Im letztern Falle

aber mußte Oestreich, hatte es sich im blinden Verkennen der Zeit-Ideen, in einen Krieg eingelassen, denselben führen bis auf's Messer.

Was that aber das Wiener Cabinet? Nachdem Oestreichs Armee bei Custozza, seine Flotte bei Lissa gesiegt, nachdem Tausende von Menschenleben auf den blutgedüngten Ebenen Oberitaliens zu Grunde gegangen und Millionen vergeudet waren, warf es Venedig dem Imperator an der Seine vor die Füße, dem Neffen jenes Mannes, von dem es dieses Danaiden-Geschenk erhalten. Eine solche That ist unerhört in der Geschichte. So wenig galt in den Augen der Habsburger das Gut und Blut ihrer Nationen, daß sie damit in freventlicher Verblendung umgingen, als gäbe es keinen Richterstuhl auf dieser Erde, vor dem die Habsburger ihren Sünderlohn empfangen könnten. Einen Krieg beginnen, Gut und Blut hinopfern, Tausende von Familien in Verzweiflung und Elend jagen und dann die wiedereroberten Güter preisgeben! Also deshalb ein Krieg! Das ist nicht Leichtsinn mehr, das ist Frevel, Versündigung und Verbrechen am Wole des Staates und seiner Bewohner. Und wenn die Publicistik bisher vergaß, aus jener That die Moral zu ziehen: die Geschichte wird die Worte finden, um ein solches Vergehen als ewig warnendes Beispiel würdig zu zeichnen.

Mit dieser That und dem Austritte aus Deutschland beginnt Oestreich seine neue Aera. Oestreich hat als deutsche, mithin als europäische Großmacht zu existiren aufgehört, es sucht nach einem neuen Anfange zu einem „Oestreich der Oestreicher". In unserer Aufgabe soll es nun liegen, nachzuweisen, ob ein solches Oestreich für die Zukunft möglich ist oder nicht.

Die Thatsache, daß Oestreich selbst damals nicht deutsch war, als es noch festen Boden hatte in Deutschland, daß es noch weniger von einem germanischen Berufe durchdrungen war, als es die deutsche Kaiserkrone aufgegeben hatte, ist eine allgemein anerkannte. Oestreich hatte sich neben Deutschland gestellt, ohne deutsch zu sein; es war aber auch nicht slavisch, nicht magyarisch und eben so wenig östreichisch; es kannte nur zwei Interessen, dynastische und clericale. So bot dieses Völker-Conglomerat das interessante Schauspiel eines

Staates, der bestand und fortlebte ohne leitenden Staatsgedanken, ohne ein gemeinsames Vaterlandsbewußtsein. In der Masse der Nationen und Nationchen fühlten sich nur die Deutschen als Oestreicher, die von ihren Brüdern da draußen im Reiche wie von Fremden sprachen. In dieser Zusammensetzung konnte Oestreich so lange bestehen, als sich die Mehrzal seiner Völker ohne tiefquellendes Nationalbewußtsein binden, die eine dieser Nationen durch eine andere in Schach halten und zu den heterogensten Zwecken gebrauchen ließ. Allerdings ward dadurch der innere Krieg in Oestreich permanent; denn fiel es den Ungarn bei, gegen die Dynastie Front zu machen, so hetzte das Wiener Cabinet die Nordslaven Ungarns, die Rumänen, die Serben und Croaten gegen sie auf. Zeigten sich die Czechen widerspenstig, so drapirte man sich schnell mit dem Mantel des Deutschthum's, um ihn gleich bei nächster Gelegenheit wieder den Czechen vor die Füße zu werfen, und die Deutschen preiszugeben. Gegen die Polen wurden die Ruthenen in's Leben gerufen, von denen das Witzwort sagt, daß sie in Galizien erst vom Grafen Stadion erfunden werden mußten, damit die polnischen Bestrebungen ja nicht ohne Gegenhebel blieben. War das eine Lust, ein östreichischer Diplomat zu sein in den goldenen Zeiten des patentirten Unterthanen-Verstandes und des „divide et impera!“ Man hetzte und intriguirte, man ließ die Völker gegen einander los, und wärend sich die Nationen in der politischen Arena herum tummelten, die gemütlichen Deutschen stets mit dem „morituri te salutant“: saßen die hohen und allerhöchsten Herrschaften triumphirend in der Kaiserloge und rieben sich vergnügt die Hände über die edle Hetze der Nationen. Je wilder die Balgereien, desto mehr schwächten sich die Völker und desto kräftiger wurde die Dynastie. — So blieb die alte perfide Geschichte immer neu. Daß aber einst der Tag kommen werde, an dem den Völkern die Binde von den Augen genommen wird und das Gericht hereinbricht über die Intriguanten, das, bildete man sich ein, dürfe nur auf der Bühne geschehen, wo die Kronen aus Papier und die Schwerter aus Holz sind.

Gott sei Dank! Die Zeit für diese Diplomatie ist abgelaufen.

Je mehr sich das Nationalitätsprincip in Europa Bahn brach, desto klarer wurde auch das Bewußtsein der Nationen Oestreichs. Mit dem Streben nach Zusammengehörigkeit und nationaler Selbständigkeit wuchs auch die Einsicht in das perfide Spiel der Regierungs-Interessen, und wie die Völker Oestreichs einst gegen einander standen; so stehen sie nun da gegen die Dynastie, gegen den Staat Oestreich, in dem keines seine Heimat fand, und heute keines seine Zukunft sucht.

Man sage uns nicht: Oestreich hat die schwersten Krisen durchgemacht, die türkischen Invasionen, die Religions-Kämpfe u. s. w., es hat alle innern Revolutionen überdauert, wiederholte Staats-Bankerotte überstanden; es wird auch aus diesen Krisen siegreich hervorgehen. Die Folgerung basirt auf Wundern. Und für Oestreich ist die Zeit der Wunder vorüber, wie die Jahre 1859 und 1866 lehren. Ja! die Nationen Oestreichs sind dem kindlichen Wunderglauben entwachsen, sie wissen, daß Wunder nicht zu erwarten sind, sondern daß sich jede Nation ihre Zukunft selbst schafft. Und wenn man nicht in vergangenen Jahrhunderten, zu einer Zeit, da das Nationalitätsprincip noch nicht mit der Wucht riesiger Errungenschaften an die Herzen der Völker schlug, den Nationen Oestreichs ein gemeinsames Vaterlandsbewußtsein einzuhauchen wußte, so wird man dies um so weniger vermögen in unseren Tagen. Heute ist keine der Nationen Oestreichs östreichisch; selbst der Deutsche in Oestreich ist deutsch geworden seit dem Tage, an dem die Aera der „freien" Bahn anbrach und seit dem Tage von Königgrätz, an dem sich Deutschland wieder fand. Dahin hat das „divide et impera!" geführt. Die Zersplitterung ist zwar geblieben; aber das Herrschen ist — verloren!

II.

Zur Geschichte des Verfalles der östreichischen Armee.

Sollte es aber Jemanden geben, der Angesichts dieser Tatsachen noch Zweifel hegen könnte, daß sich die Geschicke Oestreichs zu erfüllen beginnen, so müssen diese Zweifel bei näherem Eingehen in die militärischen Verhältnisse verschwinden. Morsch wie das ganze Staatsgebäude ist auch die Armee, die Hauptstütze der Dynastie; und wenn sich heute der gefesselte Freiheitsdrang Bahn bricht und die Wogen äußerer politischer Ereignisse an das zerbröckelnde Mauerwerk des europäischen China prallen, dann wird der Dichter vergebens rufen: „In Deinem Lager ist Oestreich!"

Vor dem Jahre 1848 war die Armee die eiserne Kette, die alle Nationen zusammenhielt. Sclavischer Gehorsam, geflissentliche Vernachlässigung nicht blos wissenschaftlicher Bildung, sondern jeder Ausbildung selbst, sie waren der Kitt, der die verschiedenartigsten Elemente zu einem Ganzen zusammen band, der sie jedem Machtgebot von Oben willig machte. Man muß hiebei den Regierungsleitern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie Verständniß für diese Aufgabe besaßen, und daß sie zur Lösung derselben auch die richtigen Mittel anzuwenden wußten. Ausgehend von der Ueberzeugung, daß die Anhänglichkeit der Armee in der loyal-dynastischen Gesinnung der Offiziere beruhe, suchte man das Offiziercorps dadurch zu ködern, daß man ihm eine ganz bevorzugte Stellung im Staate einräumte und dadurch eine Selbstüberhebung und eine Ehrgier nährte, die dem Offizier aus

einem Wehrmanne zu einem gehätschelten Landsknechte machte, der für seinen Herrn erstarb, gleichviel wo und wie. Den gemeinen Mann dagegen überließ man ganz der Willkür seiner Offiziere, die in ihm nicht den Menschen, sondern nur einen rohen Kloß sahen, den sie zu gewissen Bewegungen und Manövern abzurichten und zu drillen hatten. Die Bevorzugung der Offiziere aber hatte noch den Nachteil, daß sie einen separatistischen Kastengeist erzeugte, der den Offizier dem Volke schroff gegenüber stellte. Dieser Dünkel ließ sich um so mehr cultiviren, als sich das Offizier-Corps zumeist aus Edelleuten ergänzte, welche derartige Vorurteile schon mit der Muttermilch eingesogen hatten, und die diesen alten Kastengeist nun auf einen neuen Stand zu übertragen suchten. Die wenigen Bürgerlichen, welche zum Offiziers-Patent gelangten, ließen sich zur Nachäffung ihrer adeligen Muster recht gerne verleiten, um so lieber, als sie sonst zu fremden Elementen in ihrem Corps geworden wären. Die souveraine Verachtung alles dessen, was sich Volk nannte und civil war, ging von dem Offiziere auch auf die Mannschaft über, und so war die östreichische Armee dem Volksleben und den Volksinteressen so fremd geworden, daß die Nationen um die Niederlagen der östreichischen Heere beteten, wenn sie im Innern auf Freiheit und Recht hoffen wollten.

Nach den Stürmen des Jahres 1848 begann sich jedoch auch in der östreichischen Armee eine eigene Wandlung bemerkbar zu machen. Die massenhaften Avancements brachten neue Elemente in das Offizier-Corps, und die starken Rekrutirungen neue Elemente in die Mannschaft; Offiziere und Soldaten fingen an zu denken, und das Bewußtsein, daß der Soldat kein bloßer Söldling, sondern ein Bürger seines Vaterlandes sei, brach sich allmälig Bahn. Dies war der erste Sturm, der an der russischen Disciplin der östreichischen Armee rüttelte, und er mußte die morschgewordenen Stützen des alten Gebäudes um so mehr unterwülen, als die an die Spitze gelangten Persönlichkeiten den destructiven Tendenzen, die sich in der Armee geräuschlos fortwälzten, stets neue Nahrung gaben. So sammelte man selbst den Zündstoff für eine freiere Gedanken-Richtung durch die ex-officio-Assentirung der an den 1848er

Unruhen betheiligt gewesenen Jugend, und durch die Einreihung der Honved-Offiziere als Gemeine in die Armee.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in den Händen Grafen Grünne's, des ersten Generaladjutanten des Kaisers, die oberste Gewalt über die Armee concentrirt war, und Niemand in Oestreich wird uns Lügen strafen, wenn wir behaupten, daß diese Gewalt wahrlich keinen schlechteren Händen anvertraut werden konnte.

Dieser General, der wie alle östreichischen Aristokraten, mit verzweifelt geringen Ausnamen, seine Carrière ohne jede militärische und wissenschaftliche Bildung bei der Cavalerie machte, recht viele Paraden, aber keinen Feind gesehen hatte, ein Mann, dessen Roheit und Gemeinheit in Wien sprichwörtlich geworden ist, brachte die Brutalität und die tollste Willkürherrschaft in die Armee. Bei der unumschränkten Gewalt, die er sich durch schamlose Intriguen erworben, genügte ein Wort von ihm, um den verdienstvollsten Mann zu pensioniren und seine Creaturen in Aemter und Würden zu bringen. Vor ihm zitterte das damalige Armee-Ober-Commando, denn seine Frechheit ging so weit, bereits vom Kaiser signirte Erlasse nach Gutdünken abzuändern. Wie weit sich der Einfluß dieses Mannes auch auf anderen Gebieten erstreckte, davon weiß die Geschichte der Reactions-Periode manchen Scandal zu erzälen. Graf Grünne hat übrigens, seit er in den Pferdestall verwiesen wurde, in dem Grafen Crenneville einen ebenso würdigen Nachfolger erhalten. Ein würdiges Seitenstück zu diesem Grafen bildet der General Schlitter, der Verfasser jenes famosen Organisirungs-Statutes, das sich so unpractisch erwies, daß es, kaum hinaus gegeben, mehr Abänderungen erlitt, als es Paragraphen zälte! Der Lohn für dieses geniale Werk aber war ein hoher Orden und eine Personal-Zulage von 2000 fl., die General Schlitter noch heute bezieht. Unter der Aegide solcher Matadoren blühte das unerhörteste Protectionswesen, und es wurden neue Schöpfungen ausstudirt, um selbes zu fördern. So schossen die Kriegs-Commissäre wie Giftpilze hervor, diese Pestbeulen der Armee, eine Branche einzig in ihrer Art, da sie mehr Ober- als Unter-Beamte, mithin mehr anordnende als Vollzugs-Organe zält. Eine andere

Schöpfung dieses erhabenen organisatorischen Talentes war das Adjutanten-Corps, dieses Wickelkind des Nepotismus, eine Einrichtung, die der Protectionskriecherei Thüren und Thore öffnete. Wurde das Avancement bis dahin schon mit einer beispiellosen Willkür gehandhabt, so erreichte diese mit der Schöpfung dieses Schlitter'schen Instituts den höchsten Grad; denn nun konnten die hochgebornen Clienten ohne scheinbare Verletzung der Rangsgesetze, stets avancirend vom Adjutanten-Corps in die Truppe und von dieser wieder zurück, so lange versetzt werden, bis sie sich eines schönen Tages durch Grünne's und Schlitter's Gnaden als Oberste irgendwo eingereiht fanden. Bis zu diesem Range wußten die findigen Protectoren ihre Schützlinge sehr leicht zu bringen. Von da an aber hatten die Beförderungen außer der Tour schon manche Schwierigkeiten zu überwinden. Allein diese zu beseitigen war man nicht verlegen; man pensionirte ganz einfach die Vordermänner des Protectionskindes und schuf auf diese Weise Platz für einen neuen General. Was lag dem Grafen Grünne daran, ob nun Tausende an Pensionen mehr bezalt werden mußten; das Geld kam ja aus dem Säckel der „Canaille" und nicht aus dem des erlauchten Herrn Grafen. Wie das Offiziers-Corps früher förmlich verhätschelt wurde, so wurde es unter Graf Grünne's Regiment, der den Geist des bürgerlichen Elements in diesem Corps nicht recht vertragen konnte, mit demonstrativer Roheit behandelt, und was unter dem strengsten Absolutismus nicht geschah, das führte Graf Grünne durch: der Offizier war rechtlos!

Ein treffliches Mittel diesen Despotismus zu unterstützen, bot die Militär-Gerichtsbarkeit. Bei einem sehr oberflächlichen Ansehen gewinnt so ein Kriegsgericht einen ganzen respectablen Anschein. Man könnte sogar an das Institut der Schwur-Gerichte gemahnt werden! Der Auditor, 1 Stabsoffizier, 2 Hauptleute, 2 Oberlieutenants, 2 Lieutenants, 2 Feldwebel, 2 Corporals, 2 Gefreite und 2 Gemeine, das gibt doch ein unparteiisches und einsichtsvolles Gericht, bei dem Gerechtigkeit walten muß! Doch die Medaille hat auch eine Kehrseite! Der Auditor ist Kläger und Richter in einer Person, er stellt auch den Straf-Antrag; ein Verteidiger existirt nicht.

Die Beisitzer haben meist nicht die geringste Gesetzeskunde, und wagt es auch einmal ein Offizier, den Antrag des Auditors zu bemängeln, so ist dies doch nicht von dem Begriffsvermögen der Mannschaft zu erwarten, die sich ohne selbständiges Urteil stets nach dem Auditor richtet, der es ja am besten wissen muß, weil er eben Auditor ist, und so ist die Stimmenmehrheit erzielt, das Urteil nach dem Ermessen des Auditors gefällt. Das andere ist Comödie! Bedenkt man überdies, daß der Auditor kein selbständiger Richter ist, daß er dem Gerichtsherrn untersteht, dessen Beeinflussung er sich nicht entziehen kann; so schrumpft diese so pompös inscenirte Gerichtsverhandlung in vielen Fällen zu einem bloßen Machtausspruche des Gerichtsherrn (Regiments-Inhabers oder Regiments-Commandanten) zusammen. So war es mit der Militär-Gerichtsbarkeit bestellt, so ist es noch! Die brutale Behandlung der Offiziere untergrub das Ehrgefühl und ihr Ansehen bei der Mannschaft, sie lockerte aber auch die eisernen Bande der Disciplin, durch die allein es möglich war, diese rohen Massen als gefügige Maschinen in Ordnung zu erhalten. Und da man gar nichts that, um durch Bildung und Weckung der Intelligenz dem Manne die Notwendigkeit der Disciplin begreiflich zu machen, die todten Massen durch ein geistiges Element zu beleben und zusammen zu halten, da man eben so wenig dahin wirkte, um den Offizier anzueifern, durch Kenntnisse und Wissen den Nimbus zu ersetzen, den seine Außenseite früher erzielte, und die dem Manne seine Ueberlegenheit plausibel machen sollte; so hatte die Disciplin jeden Halt verloren. Mistrauen trat an die Stelle des früheren unbedingten Vertrauens und Gehorsams, der Untergebene lernte seine Vorgesetzten beurteilen und fand, daß es meist nur das goldene porte-épée und der Goldkragen war, was seine Obern vor ihm voraus hatten.

Zu diesen Uebelständen, dem Protections-Schwindel, der von einigen Regiments-Inhabern zu einem förmlichen Handel mit Offiziersstellen ausgenützt wurde (wie denn F.-M.-L. Baron Zobel seinem Regimente im Jahre 1859 nicht weniger als 56 Offiziere vom Hauptmanne abwärts einschob, was der chronique scanda-

leuse reichlichen Stoff lieferte), kam noch eine unglaubliche Corruption in der Armee-Verwaltung. Der Proceß Eynatten-Richter hat hierüber manches zu Tage gefördert; doch ist der Hauptscandal auch hier nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Es geschah bei diesem Processe, was auch sonst in Oestreich öfter zu Tage tritt: Man sah das Haupt-Contingent der Diebe in den höhern Regionen, begnügte sich mit dem Selbstopfer des Baron Eynatten und ließ die Andern laufen.

Der notorische Verfall der Armee mußte den Feldzug des Jahres 1859 beenden, wie ihn die Geschichte nun verzeichnet. Die miserable Führung Gyulai's, die gänzliche Unfähigkeit, ja zum Theil auch Feigheit der Generale, die pitoyablen Verpflegs-Dispositionen, kurz Alles vereinigte sich, um das Demoralisations-Werk in der Armee mit Erfolg fortzusetzen. Ganze Regimenter verweigerten den Gehorsam, und die tollkühne aber schlecht angewandte Tapferkeit der niedern Offiziere war nicht mehr im Stande, auf den Soldaten befeuernd einzuwirken. Um das Ganze zu krönen, die Verwirrung vollständig zu machen, faßte der Kaiser die unglückselige Idee, den Oberbefehl des Heeres selbst zu übernehmen. Wäre er allein zur Armee gegangen, so hätte die Lage sich vielleicht günstiger gestalten können, allein in seiner Begleitung war das ganze Heer feiler Creaturen und Salon-Helden, welches die Hofburg bevölkerte. Hätten sich diese Herrn mit dem gewohnten süßen Nichtsthun beschäftigt, so wären sie wenigstens unschädlich gewesen. Allein Graf Grünne, dieser Ehrenmann, der wol die Dienste eines Stallknechtes versehen konnte, und noch geringere, weil ehrlose, versah, hatte die beispiellose Frechheit, in den Oberbefehl, der factisch dem Marschall Heß anvertraut war, eigenmächtig einzugreifen. Und so erflossen Befehle, welche die Operationen betrafen, aus der General-Adjutantur anstatt aus der Operations-Kanzlei, Befehle, die den Stempel der crassesten Unwissenheit und Bornirtheit an der Stirne trugen. Dummheit und Verrat vereinigten sich, um den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Solferino herbei zu führen und hiermit auch den Rest des guten Geistes in der Armee zu vernichten. Was die Feinde Oestreichs nicht vermochten, das

brachte die Verblendung des Monarchen und seine erbärmliche Umgebung zu Stande: Die Haupt-Stütze der Dynastie, die Armee, war total demoralisirt.

Der Friede von 1859 war geschlossen und Franz Josef hatte eine Provinz verloren! Laut erhoben sich nun Stimmen über die großen Uebelstände in der Armee; jeder Laie wußte, daß die Generale mit wenigen Ausnamen ihrer Stellung nicht gewachsen seien, daß der Generalstab ein trauriges Bild von Geistesarmut und Talentlosigkeit darbiete, daß der größte Teil der Offiziere nicht einmal die nöthigen Fachkenntnisse besitze; man wußte dies Alles, und dennoch — es ist unglaublich, aber leider Tatsache, nannte man in den Hofkreisen die durch Dummheit und Feigheit erlittenen Schlappen ein Unglück und suchte die Ursache hievon in der — Adjustirung!!! Nicht einem einzigen der unfähigen Generale und Stabsoffiziere wurde der Proceß gemacht. Hätte ein derartiges „Unglück" eine andere Armee getroffen, so wären Graf Gyulai, der total unfähige Feldherr, welcher über 2000 Mann für eine Recognoscirung opferte, Graf Clam-Gallas, der durch Indolenz sein Corps nicht rechtzeitig bei Magenta in's Gefecht brachte, — General Lauingen, der mit seiner ganzen Brigade statt vorzurücken durchging, Feldmarschall-Lieutenant Graf Zedwitz, welcher der Brigade nacheilte, um sie — zu suchen, F.-M.-L. Baron Cordon, dem beim Kanonendonner unwol wurde, Oberst Baron Edelsheim, der eine ganze Division Husaren nutz- und planlos opferte, nur um seine persönliche Bravour zu zeigen, und seinem Ehrzeize zu fröhnen, — diese und noch andere wären vor ein Kriegsgericht gestellt worden. So aber begnügte man sich, den feigen General Baron Lauingen quittiren zu lassen, die übrigen zu pensioniren. Der Held von Magenta, Graf Clam, behielt aber sein Commando und Oberst Baron Edelsheim erhielt gar das Theresien-Kreuz. Natürlich, er ist ja mit Gyulai und Grünne verwandt, und in Oestreich gibt es für hohe Aristokratie kein Gericht, hier entschuldigt Vornirtheit Alles!

Nachdem man nun einmal die Ursache des Unglückes in der Adjustirung entdeckt hatte, so wurde Graf Degenfeld, auch so

ein unglückliches Organisations-Genie, Kriegs-Minister — und oberster Armee-Schneider! Von nun an sah man täglich in den Gängen des Kriegs-Ministeriums Soldaten in Adjustirungen, welche in's Reich der Phantasie gehörten, auf- und abziehen. Projectenmacher tauchten in Unmassen auf; die Appartements des Kriegsministers wurden zur Schneider-Werkstätte, die kriegsministerlichen Gedanken zu Knöpfen, Lampas, Roßschweifen und neuen Schnitten, und ungeheure Summen wurden verschneidert. Das Regime Degenfeld hat nicht Eine Verordnung aufzuweisen, welche das Wol der Armee, ihre geistige Entwicklung bedacht hätte, der edle Graf concentrirte den geringen Vorrat seines Gehirnes lediglich auf Knöpfe, Passepoils &c., und jeder Tag galt ihm als verlorner, an dem er die Armee nicht mit einer neuen Adjustirungs-Verordnung beglückt hatte.

Doch wir hätten dem Herrn Kriegsminister bald Unrecht gethan. Er dachte nicht blos an Aufschläge, nein! er dachte auch an eine neue Bewaffnung der Artillerie. Er begünstigte die Versuche mit der Schießbaumwolle, nachdem diese Erfindung bereits in Frankreich als ganz und gar unpractisch verworfen worden war; der Versuch erwies sich, wie vorauszusehen war, als unhaltbar. Als Erinnerung der Degenfeld'schen Tätigkeit in dieser Richtung aber, wies das Arsenal nicht weniger als 30 Schießbaumwoll-Batterien auf, welche man eines bloßen Versuches wegen ausgerüstet hatte.

Mit Experimenten dieser Art verfloß die Zeit. Endlich schienen die Herren einzusehen, daß es mit der Wirtschaft im Avancement doch nicht so ganz richtig bestellt sein müsse. So wurde denn ein neues Avancements-Gesetz ausgearbeitet und den Corps-Commandanten zur Begutachtung vorgelegt. Einer der wichtigsten Punkte dieses Gesetzes ordnete Offiziers-Prüfungen an. Da erinnerten sich Corps-Commandanten, wie Graf Clam, Fürst Liechtenstein &c., daß auch sie nichts gelernt hatten, und dennoch zu solchen Ehren gelangten. Warum sollten sich ihre Söhnlein und hochgebornen Freunde jetzt gerade das arme kleine Gehirn anstrengen? Wozu war man denn Graf, wenn man noch lernen sollte? Derartige

Erwägungen leiteten ihr Gutachten, das projectirte Gesetz wurde als nicht acceptabel verworfen, und der schwache Versuch zur Hebung der Intelligenz, Anerkennung des Verdienstes in der Armee, scheiterte an dem Blödsinne der commandirenden Generale.

Auf diese Art ging es mit den wenigen Anregungen, die in der Tat practischen Wert hatten. Man wollte ungeachtet der mit jedem Tage immer mehr um sich greifenden Fäulniß, die den Geist und die Disciplin in der Armee zerstört hatte, kein Verständniß für die wahre Sachlage finden. Alle Anordnungen durchwehte der Hauch eiserner Sicherheit, das Urteil über die Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer wurde auf dem Parade- und Exerzirplatz geschöpft, und man glaubte durch Sinecuren für die Generale, durch Unterdrückung jeder Selbständigkeit der Unter-Commandanten, durch eine falsche Verhätschlung der Mannschaft die Armee gefödert und jeden freien Gedanken unterdrückt zu haben.

So zeigte der Feldzug gegen Dänemark schon das Uebermaß der Verblendung, nicht blos in politischer, sondern auch in militärischer Richtung. Dieser Kampf der Riesen gegen die Pygmäen machte Oestreich für Königgrätz reif. Die Geschichte wird diesen Kampf richtiger zu beurteilen wissen, als es bis jetzt geschehen ist. Wir gehen nicht irre, wenn wir den Hauptfactor, der Oestreich zur Teilname daran spornte, in der am Kaiserhofe eingenisteten Begierde suchen, die Scharte von Solferino auszuwetzen. Dieser Allerhöchste Wille nun wurde dem Commandanten der ersten östreichischen Brigade, welche Holstein betrat, bekannt gegeben, und Graf Gondrecourt, einer der rücksichtslosesten Aristokraten, tyrannisch, roh, ganz aus jenem Holze geschnitzt, aus dem man in Oestreich Generale zu fabriciren pflegt, dachte: „Der Herr wird seinen Diener loben" und — vollzog den Befehl. Aber auf welche Art!

Der Tag von Königsberg war ein Unglückstag für Oestreich, denn er fachte in den maßgebenden Kreisen wie in dem übelberichteten Volke den Glauben an die Unüberwindlichkeit der östreichischen Armee von Neuem an. Und doch bewies dieser Kampf nichts mehr und nichts weniger, als daß eine wilde Masse mit ungeheuren Verlusten eine ohnehin unhaltbare Position gewann. Graf Gondrecourt

2*

bewies mit dem Sturm des Königsberg gänzlichen Mangel strategigischer und tactischer Befähigung; denn jeder Laie mußte erkennen, daß diese Position schon durch die Flankenbewegung der Preußen unhaltbar geworden war, und daß der Rückzug der Dänen erfolgen mußte. Trotz alledem aber opferte man östreichischerseits nutzlos noch Hunderte von Menschenleben! Für solche Taten verlieh Oestreich sonst keine Theresien-Kreuze!

Ueberhaupt characterisirt sich der ganze schleswig-holsteinische Feldzug von Seite der östreichischen Führer durch ein planloses, blindes Vorgehen; von Strategie und Tactik zeigte sich auch nicht eine Spur. So errangen die östreichischen Führer ihre Siege nicht durch Geist und Genie, sondern durch massenhafte Blutopfer, die durch den Wert ihres Einsatzes in keinem Verhältnisse mit dem Preise standen. Nahezu lächerlich waren daher die ostensiblen Jubel-Hymnen, mit denen man diese sogenannten Siege verherrlichte. Es mußte jedem verständigen Manne ein Lächeln um die Lippen spielen, als Gablenz beim Einzuge der rückkehrenden Truppen in die Residenz, im Uebermaße seiner Rührung vor dem Volke die Hand des Kaisers küßte, der den Feldherrn dann huldvoll zu sich empor zog. Warlich kein schlechter Theater-Coup! — Zur Vervollständigung dieses Tableau's hätte man nur noch die weinenden Frauen, Mütter und Kinder hinstellen sollen, deren Gatten, Väter und Söhne zwecklos hingeschlachtet wurden.

Was unsere Führer aus diesem Feldzuge gelernt? Nichts! Selbst die große Ueberlegenheit der Preußen an Waffen und militärischem Wissen war auf sie ohne Wirkung geblieben.

In diesem Zustande traf das Jahr 1866 die östreichische Armee.

Der politische Horizont färbte sich immer dunkler; Preußen rüstete; Oestreich rüstete; doch nur mit dem Unterschiede, daß Preußen seinen Gegner für mächtiger hielt, als er in der Tat war, und daß es sich deshalb im Bündnisse mit Italien, mit Beziehung seiner ganzen Wehrkraft und Intelligenz in den Kampf stürzte; Oestreich aber in grenzenlosem Eigendünkel und maßloser Selbst-Ueberschätzung seinen Gegner so unterschätzte, daß es ihn schon mit bloßen

Namen und Phrasen zu vernichten wähnte. Diese Namen hatten jedoch nur in den hohen und höchsten Regionen und bei Fach-Unkundigen einen guten Klang; bei den gebildeten Militärs aber klangen sie hohl, wie es die Köpfe der Meisten waren, in deren Händen das Wol und Wehe der Armee und des Staates lag.

F.-Z.-M. Benedek ist ein tüchtiger Soldat; er besitzt persönliche Tapferkeit, aber kein strategisches Talent, dafür desto mehr Eigendünkel. Wäre Benedek der Mann geblieben, der er vor seiner Erhöhung war, ein tüchtiger Haudegen von geradem und rechtlichem Sinne, er hätte sich und Oestreich einen Theil der Schmach ersparen können, die uns im Kampfe mit Preußen traf. So aber betäubte auch ihn der Hauch der Hofgunst und der Aristokratie, er wurde zum Höfling und sank zum Comödianten herab. Durch Zustimmung in die Blödsinnigkeiten der Armee-Leiter behauptete er sich auf seinem Posten; durch Nachäffung Radetzky's haschte er nach Popularität. Das Erstere brachte ihn um das Vertrauen der intelligenten Soldaten; das Letztere konnte nur die rohen Massen täuschen. Nachäffungen gelingen selten. Züge, wie sie das Leben des alten Helden-Marschalls in so reichem Maße bietet, müssen aus tiefer Innerlichkeit entspringen, und wenn vielleicht auch das Auge eines habgierigen Croaten beim Anblicke eines ihm von Benedek geschenkten Silberzwanzigers heller leuchtete, den Eindruck auf das Herz konnte das Geldstück doch nicht hervorbringen, den die einfachen Worte Radetzky's: „Wie geht's Alter, was macht Dein Weib, Dein Kind?" auf den Sohn der Grenze machten, und der Soldat fühlte: Benedek war kein Vater Radetzky!

Es ist traurig, daß solche Theater-Coups die Massen blendeten; beklagenswerter aber ist es, daß die östreichische Journalistik so geistesbeschränkt und erbärmlich war, und sich nicht entblödete, diese Theater-Coups als weihrauchduftendes Gericht ihren Lesern aufzutischen, und einen Mann von großem Eigendünkel und gewöhnlichem Talente mit einem Glorienscheine zu umgeben und ihn zum Götzen des Tages zu machen. Daß Benedek nicht nur kein Feldherrntalent, sondern auch keine Beurteilungsgabe besaß, daß er es nicht einmal verstand, diese Mängel durch Geist und

Genie Anderer zu verdecken, das legt außerdem auch die Wal seiner Unter-Commandanten sowie seines Generalstabschefs dar. Es ist gerade nicht unbedingt notwendig, daß der Feldherr ein Genie sein muß und die strategischen Pläne selbst entwirft; allein dann muß er wenigstens ein gesundes Urteil und die Gabe besitzen, das Talent aufzufinden, das den Mangel seines eigenen ersetzt. Das dem F.-Z.-M. Benedek fehlende Genie war jedoch in der Person des Generalstabschefs Baron Henikstein nicht gefunden. Dieser Mann kam zwar 1848 vom Genie-Corps in den Generalstab und avancirte daselbst rasch in die höhern Chargen; er verstand es vortrefflich, auf den Parquetten der Hofsalons zu tänzeln; seine Genialität aber hatte er, wenn er welche für seine militärische Laufbahn mitgebracht, im Genie-Corps eingebüßt. Von den Corps-Commandanten kannte man nur 2—3 Männer, in die man ein gewisses Vertrauen setzen konnte; die Uebrigen waren theils Ignoranten, theils „große Unbekannte". Ueber den Grafen Clam-Gallas gibt sich wohl Niemand einer optimistischen Täuschung hin. Er war ein Held in Bädern und auf Rennbahnen und ist Mitglied des Herrenhauses. Was ihm an Geist fehlte, und es ist dies in der Tat nicht wenig, das ersetzt er durch hochgräfliche Arroganz und Ignoranz. Männern dieses Schlages vertraute man das Leben von Tausenden an!

Es kann nicht die Aufgabe dieser Darlegung sein, in die näheren Details des Feldzuges vom Jahre 1866 einzugehen. Die Ereignisse traten zu grell und offenkundig zu Tage, und trotz der an die Offiziere und Mannschaft ergangenen Befehle, bei Androhung der strengsten Strafen, über die haarsträubenden Verstöße gegen die ersten Regeln der Kriegskunst, die von den Ober- und Unter-Commandanten begangen wurden, — Stillschweigen zu beobachten, ist man heute über den Neid, die Eifersucht und das Vergehen dieser Herrn doch ziemlich au fait. Genug an dem, daß weder die Commandanten noch die Generalstabsoffiziere hinreichende, ja nur notdürftige Kenntniß vom Kriegsschauplatze besaßen, der doch im Lande war! Die Herrn wußten nicht einmal, daß die Teiche bei Chlum ausgetrocknet und längst abgelassen waren, weil

sie auf den Generalsstabskarten doch Wasser verzeichnet fanden; der Weg, auf dem die Preußen bei Blumenau die Stellung der Oestreicher umgingen, sollte deshalb nicht existiren, weil ihn die Generalstäbler nicht auf den Karten fanden, die sie erst eine Stunde vor Beginn des Gefechtes in allen Kunsthandlungen Preßburgs aufsuchten!

Bei all diesen planlosen Dispositionen konnte es demnach, auch wenn das Heer nicht demoralisirt gewesen wäre, nicht anders kommen, als es eben kam. So feuerte die Artillerie in die eigenen Truppen, die auch von der eigenen Cavalerie attaquirt wurden. Wo war da die Weisheit und das Genie der Helden von der Schmelz und des Glacis! Eine leichtere Aufgabe war es allerdings, in den süßen Friedenszeiten nach alten Schablonen Manöver abzuhalten und Kunstreiter-Stückchen auszuführen, wie wir denn auch die Verdienste nicht verkennen, die sich z. B. General Baron Edelsheim um die Cavalerie im Frieden erworben hat. Wo war aber dieser General mit seinen Schwadronen, besonders auf dem Rückzuge der Nord-Armee? Wie hat er das Renommée gerechtfertigt, das er sich in der behäbigen Garnison errungen?

Und so werfen sich noch eine Unzal von Fragen auf, wenn wir die Unglückstage von und nach Königgrätz überblicken. Tatsache bleibt es noch, daß die physische und moralische Kraft der Armee nun vollständig vernichtet ist. Die Heerführer uneinig, im gegenseitigen offenen Zwiste, mit Blindheit geschlagen, und die Mannschaft zerfallen in Nationalitäten, ohne Vertrauen und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jeder Einzelne trotz aller Bravour onmächtig sei gegenüber der Strategie und Tactik des intelligenten Volksheeres. Die schon früher arg gelockerten Bande sind nun zerrissen und die Demoralisation eine offenkundige, unheilbare. Früher hielt doch noch die Idee von Kaiser und Vaterland die polyglotten Elemente zusammen. Heute erkennt der Soldat kein Vaterland mehr an, das sich Oestreich nennt, er ist Ungar, Czeche, Pole &c.; heute wirft er lieber den Schießprügel weg, als daß er sein Leben opfert für den Kaiser. Früher sah der Soldat in dem Aerar, das ihm täglich die 5 Kreuzer auswarf, sein Vater-

land, für das er in verdammter Schuldigkeit seine besten Jahre und sein Leben hingeben mußte. Heute hat sich auch der gemeine Soldat in Oestreich höher taxiren gelernt; er schämt sich bitter seines früheren Vaterlandes, er läßt Kaiser und Aerar sein, was sie sind, und bleibt Sohn seiner Nation.

Mit der alten Marionetten-Armee ist auch die Hauptstütze der Dynastie und des Staates Oestreich gebrochen! —

Wir haben der Besprechung unserer Militär-Verhältnisse einen größern Raum gegeben, weil man sich im Auslande gerade über unsere Armee noch manchen Täuschungen hingibt. Wir haben es deshalb für unsere Aufgabe gehalten, den allmäligen Verfall der östreichischen Armee in ihren ersten Grundursachen darzulegen, und zu zeigen, daß die letzten Niederlagen derselben nicht etwa bloße Schicksalsunfälle sind, die morgen auch Preußen bereitet werden können; sondern zu beweisen, wie die Hof-Camarilla in die politischen, die socialen Verhältnisse eingriff, um den Geist der Armee langsam, doch stetig und gründlich zu zerstören und die Offiziere wie die Mannschaft zu demoralisiren und von der Dynastie abzustoßen.

Die Niederlage von Königgrätz war kein bloßes Zufalls-Unglück, sondern das letzte Stadium des Auflösungs-Processes, den die östreichische Armee nach den von uns geschilderten Prämissen naturnotwendiger Weise durchmachen mußte. Wir addressiren diese Warheit an jene Mächte und Potentätlein, die von den östreichischen Bajonetten eine Restaurations-Politik erwarten. Möge man sich darüber nur keiner weitern Täuschung hingeben!

III.

Geistliche und weltliche Jesuiten als Stützen des neuen Oestreich.

Die Macht der Habsburger ist gebrochen und ihre Dynastie ist der Gnade der Hohenzollern verfallen. Wenn Preußen abstand, Oestreich nach den Tagen von Königgrätz ganz in Trümmer zu legen, so liegt die Schuld daran wol nur in den äußern politischen Verhältnissen und nicht in den innern Zuständen Oestreichs, die schon damals reif waren für eine vollständige Catastrofe. Der „beständige Friede" jedoch, den Oestreich mit Preußen geschlossen, gewährt dem siechen Staate noch eine Galgenfrist, in der es ihm vergönnt sein soll, vor der Welt darzuthun, ob er die Berechtigung zu einer weitern Existenz habe oder nicht, ob aus den Trümmern noch so viele brauchbare Bausteine herauszufinden sind, um daraus ein Neugebäude aufführen zu können, in dem nach wechselseitigem Uebereinkommen die Völker Oestreichs für ihre Zukunft sorgen wollen. Werfen wir einen Blick auf dieses neue Unternehmen! Die Armee geschlagen, vernichtet, lebensunfähig und zukunftslos; die Nationen im Geiste reif für den Abfall vom Staate und der Dynastie; die finanziellen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse in der hoffnungslosesten Zerrüttung; die Bureaukratie siech, ohne Macht und Einfluß und beim Volke tief verhaßt; der Clerus und der Adel an der Spitze der nationalen Agitationen: so steuerte die Dynastie den gebrochenen Staatskarren in die neue Aera des „Oestreich der Oestreicher", und dies in einem Momente, in dem im ganzen Kaiserstaate keine Oestreicher mehr zu finden waren, in

einem Momente, in dem sich selbst die Deutschen als Deutsche wiedergefunden und fühlen gelernt. Das verhängnißvolle „Zu spät“ starrte allüberall entgegen. In fieberhafter Angst suchte man nach einem Fundamente, auf dem man den neuen Staat onstruiren wollte; allein man findet keines. Es läßt sich kein Inhalt mehr finden für den Begriff „Oestreich“.

Das selbstverschuldete Zurückgedrängtwerden aus Deutschland ist der Todesstreich für die Dynastie und den Bestand Oestreichs. Denn so lange dieser Staat noch einzugreifen suchte in die Gestaltung Deutschlands, so lange sich Oestreich noch eine germanische Mission vindicirte, so lange konnte dieser Staat noch von sich sagen: „Ich habe ein Recht zum Bestande, weil ich eine Aufgabe zu erfüllen habe in der Weltordnung; mag diese Aufgabe auch noch so verkannt und mit Füßen getreten worden sein!“ Nachdem aber ein anderer zukunftsreicher Staat dem morschen Oestreich das Scepter über Deutschland entwunden und die Führerschaft der von den Habsburgern so parasitisch ausgebeuteten Nation in naturgemäßer Entwicklung endlich zu seiner höchsten Aufgabe gemacht: ist Oestreich in die Reihe jener Staaten herabgesunken, die keine Berechtigung zur Existenz und Fortdauer in sich tragen, weil sie keine Aufgabe mehr zu erfüllen haben im Leben der Völker und der Staaten. Die Geschichtserfarungen der jüngsten Zeit erweisen die Warheit dieser Behauptung, die, weil sie sich an den Bourbonen erfüllt hat, nun auch an den Habsburgern und an Oestreich erfüllen wird, auch wenn die materielle Lage des Reiches keine so hoffnungslos erbärmliche wäre, daß sie nur ein sieches Vegetiren von heute auf morgen ermöglicht.

Mit dem Ausscheiden aus Deutschland ist Oestreichs Lebensader zerschnitten worden, sein Todesurteil gesprochen.

Es mag etwas wie eine beängstigende Voranung der kommenden Ereignisse die Herren des Wiener Cabinets beschlichen haben, als die Errungenschaften der preußischen Waffen durch die Stipulationen des Friedensschlusses besiegelt waren; denn die Verwirrung und Betäubung in den regierenden Kreisen war eine warhaft stupende. Die Häupter der Ministerien hatten ihre durchlauchtigen

Köpfe verloren und von der Führung eines Geschäftsganges, der einem Regieren ähnlich sah, war keine Spur vorhanden. In der äußersten Verzweiflung holte sich Graf Belcredi die Ratschläge aus dem Preß-Bureau. Und merkwürdig, hier war man über die Vorgänge des Krieges, über die Unterlassungs- und Begehungssünden der Operationskanzlei besser unterrichtet, als im Kriegs-Ministerium. Vom Preß-Bureau erfuhr man, daß es von Seite der Preußen nur eines kühnen Handstreiches bedurft hätte, Olmütz von Troppau aus in den ersten Tagen nach Königgrätz durch das Knobelsdorf'sche Corps überrumpeln zu lassen, daß Olmütz überhaupt in einem Zustande war, in dem man nur türkische Festungen Klein-Asiens sehen kann; daß erst am 11. Juni die ersten Pallisaden eingeschlagen wurden, und daß Prerau, der Hauptknotenpunkt auf der Linie Wien-Olmütz von Truppen ganz entblößt war. So kam es, daß auf Anzeigen des Preß-Bureaus hohe Militärs ihrer Posten entsetzt und pensionirt wurden, daß das Staats-Ministerium in den Händen einiger obscurer Scribler im Hauptquartier war, die den Kopf und die Hände Belcredi's lenkten und leiteten. Der Staatsminister wie die hohe Camarilla, sie wußten sich vor Entsetzen nicht zu fassen. Und so bot Oestreich zur Verwunderung der Welt das Bild eines Staates, dessen Regierung von einigen abenteuernden Subjecten geleitet wurde, von denen Belcredi zum Danke den bekannten Börsenschwindler Warrens, einen Character, der die Stempellosigkeit an der Stirne trug, bevor er noch zum Redacteur des stempelfreien Kreuzer-Journals ernannt wurde, zum Hofrate machte. Durch solche Elemente suchte man die verrottete Bureaukratie zu regeneriren und Oestreich in die neue Aera einzuführen. Doch der „Belcretinismus", wie das Volk die Belcredi'sche Wirtschaft nennt, blieb bei diesen Reorganisations-Anfängen nicht stehen.

Man erkannte folgerichtig in den Deutschen ein „fremdes Element" für Oestreich und verhängte über einige der deutschen Provinzen den Belagerungs-Zustand, um sie zum Schweigen und zur Liebe zu zwingen. Die Stimmen, die allüberall für die Wiedereinführung verfassungsmäßiger Zustände laut wurden, wies man

als vereinzelte Ausdrücke der öffentlichen Meinung zur Ruhe, Adressen von Corporationen, die laut um Abhilfe der finanziellen und volkswirtschaftlichen Calamitäten baten, wies man zurück oder legte sie ad acta. Der Belcredi'sche Absolutismus trieb neue Blüten. Man macht sich in Deutschland ganz unrichtige Vorstellungen, wenn man diesen Absolutismus zum Unterschiede von dem Bach'schen den der Passivität nennt. Es ist allerdings wahr! Er tritt nicht auf mit Ketten und Bajonnetten; über diese Mittel verfügt er nicht mehr; aber er unterdrückt und hindert, er lähmt jeden Schritt, der nicht nach rückwärts zielt, und dies mit einer frechen Unerbittlichkeit, die nur die Blindheit kennzeichnet, die den Abgrund erst dann sieht, nachdem er das Opfer verschlungen. —

Die alten, gebrochenen Stützen der Dynastie sollen durch neue ersetzt werden. Sehen wir nun, aus welchem Material Belcredi diese Pfeiler formt. Jahrhunderte haben die Römlinge und die Söldlinge die Habsburger erhalten, und deshalb, so raisonnirt man, können auch nur diese Factoren das Oestreich des Oestreichers halten. Es ist wahr! Die Macht der Priester hat sich einst als starker Kitt erwiesen, mit dem die Habsburger ihre Völkerschaaren zusammenschweißten. Und wenn auch Dankbarkeit nicht gerade die Tugend der Habsburger ist; gegen die Pfaffen haben sie sich nie undankbar erwiesen. Aber das Jahr 1848 und die letzten Decennien, sie haben auch in den schwarzen Massen ganz gewaltig revolutionirt. Wie überall, so sehen sie auch in Oestreich, daß das Volk ewig bleibt und die Dynastien gehen, in unsern Tagen jedoch, wo Alles mit Dampf und Eile vorwärts stürzt, viel schneller, aber auch viel sicherer als in früheren Zeiten. Und in der Wal zwischen ihren Nationen und der Dynastie haben die Herren erkannt, daß es an der Zeit sei, das sinkende Schiff zu verlassen. Der Clerus bei den verschiedenen Völkern Oestreichs, mit Ausname des deutschen, ist national gesinnt, und nicht dynastisch. Der böhmische, der polnische, der ungarische und der Clerus bei den südslavischen Völkern Oestreichs steht an der Spitze der nationalen Agitationen, und die ruthenische Geistlichkeit, die so viel gehätschelte, steht nun sammt ihren ganz eigens erfundenen

Schäflein offen und entschieden auf russischer Seite, und agitirt für den Abfall an das Czarenreich. Der Clerus in Oestreich hält sich nur insoferne noch an die Dynastie, als er aus dieser Citrone noch den letzten Saft für sich auszupressen hofft. Ist dies geschehen, dann hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!

Aus dem ganzen Clerus aber, den die Völker Oestreichs ernähren, sind also nur die Jesuiten stets dynastisch geblieben, während der weltliche Clerus national geworden ist. Diesem nun muß ein mächtiger Hebel entgegengesetzt werden, und den können nach der Ueberzeugung der Hofburg nur die Jesuiten bilden, die durch Gründung von Schulen und Vereinen aller Art eine neue Generation aufziehen wollen, auf die sich das jesuitisch-habsburgische Oestreich stützt. Es war deshalb die erste Sorge der Regierung, die aus Italien ausgeworfenen Jesuiten in den Schooß aufzunehmen. Vom Wiener- und vom alten Kaiserhofe in Prag, ergingen an die Jesuiten die verlockendsten Versprechungen, die natürlich von ihrer Seite den lautesten Widerhall fanden. Als jedoch in allen Provinzen der Sturm gegen die drohende Gefahr seine ersten Boten aussandte, da begann man in Wien zu stutzen, doch dauerte dies nur wenige Augenblicke; denn der Jesuiten-General wußte in einer geheimen Audienz beim Kaiser die heraufbeschworenen Gespenster zu solchen Schutzengeln für den Staat zu gestalten, daß das Ministerium mit Confiscation aller Blätter auftrat, die den Jesuiten zu Leibe gingen. Der Hauptbeweggrund zu diesen Maßregeln, zu denen der Impuls von Allerhöchster Stelle ausging, war die Darlegung des Jesuiten-Paters, daß der Kaiser und die Regierung vor ganz Europa die innere Schwäche des Reiches verraten und den letzten Rest des Vertrauens erschüttern werde, wenn man so ostensibel zur Schau trage, daß die Regierung selbst im Innern nicht mehr so viel Macht besitze, um den Feinden der Religion und des Trones das Getriebe unmöglich zu machen. Und dieser Grund verfing! Die neue Generation, auf deren Ausbildung sich die Jesuiten als Stütze für die Dynastie beriefen, hat den Sieg errungen über die Rechte der Nationen Oestreich's. Es wird uns dies zur Lehre dienen, und wir wissen

nun, was wir zu hoffen und zu erwarten haben. Mit der Verjesuitirung seiner Völker will sich Oestreich die Berechtigung seiner Fortexistenz erkaufen! —

Die bureaukratische Staatsmaschine für den Anker zu halten, der Oestreich retten soll, dieser Kurzsichtigkeit halten wir nur die östreichische Bureaukratie selbst für fähig. Wer dieses plumpe vielrädrige Kunstwerk unserer Verwaltung und Staatsregierung kennt, der kann es für keinen lebensfähigen naturgemäßen Organismus, sondern nur für einen Alp halten, der jedes Aufathmen lämt. Wir hatten Gelegenheit die türkische Bureaukratie auf's Gründlichste verachten zu lernen, doch ist unsere die corrumpirteste der Welt, und zugleich die talentloseste. Aber nirgends herrscht auch der Nepotismus und das Protectionswesen in ärgerem Grade als in Oestreich. Hier gibt es in eigenen Anstalten noch Brutstätten, wo der Adel und das scrophulöse Beamtentum seine Söhne abgesondert von dem Bürgertume für die Staatscarrière abrichten läßt. Nullitäten, wie sie in Oestreich zu Aemtern und Würden gelangen, würden in Staaten, wo nur das eigene Verdienst gilt, an ihrem Nichts zu Grunde gehen, wärend sie in Oestreich zu Macht und Einfluß gelangen. Wer die Elemente kennt, aus denen unser Beamtenheer zusammengesetzt wurde und wird, und wer wie wir durch lange Jahre hindurch die Gelegenheit hatte, das Bureauwirken in Oestreich in der nächsten Nähe in Augenschein zu nehmen, den nimmt es nur Wunder, wie dieser Staat nicht schon längst an diesen Parasiten zu Grunde gegangen ist.

Nirgends hat sich auch das Kastenwesen so rein und ungetrübt erhalten als hier. Die Herrn Staats-, Hof-, Regierungs- und wie alle die ratlosen Räte heißen, wissen schon dafür Sorge zu tragen, daß ihren Herrn Söhnleins die Pforten zum Staatsfrack selbst dann geöffnet werden, wenn ihnen auch alle die erforderlichen Bedingungen fehlen. Sind sie nur einmal im Amte, dann ist auch für ihre Zukunft gesorgt. Daß die junge Beamten-Generation aber immer um einige Grade unwissender und talentloser, dafür aber auch desto bornirter ist, das ist bei der Vorbildung, die sie genießen, und bei dem Umstande, daß die juridischen und

philosophischen Facultäten unserer Universitäten lediglich Staats-Seminarien sind, deren Zweck einzig und allein darin besteht, dem Staate das erforderliche Beamten-Contingent abzurichten, nur allzu begreiflich. Dadurch aber, daß alle höhern und bessern Staatsämter, die politischen wie die administrativen, den Zöglingen jener Institute verliehen werden, in die nur der Adel und das hohe Beamtentum seine Söhne zu schicken das Privilegium hat, dadurch wird der großen Masse des jungen intelligenten Bürgertums die Carrière entzogen, und es mußte sich auf diese Weise in Oestreich, wo sich in den letzten Decennien Alles, selbst die wenig Bemittelten, an die Hochschulen drängte, ein geistiges Proletariat bilden, an dem Oestreich um so gefährlicher krankt, als dieses alle Schichten der Gesellschaft durchdringt. Welchen schmählichen Ruf sich jedoch die östreichische Diplomatie, das östreichische Consularwesen und das Beamtentum der höhern Regionen, in die sich der bloße Unterthanen-Verstand nicht versteigen konnte, in ganz Europa erworben hat, das konnten wir außer den eigenen Erfarungen zu wiederholten Malen schwarz auf weiß lesen. Erbärmlicher als das östreichische Beamtentum ist keines der Welt. Und das darf Niemandem Wunder nehmen. Sind doch die eigentlichen treibenden Kräfte in den einzelnen Ministerien, zumal im Ministerium des Aeußern, Creaturen aus dem Auslande, die als Befähigung zu den hohen Staats-Aemtern nicht etwa einen glühenden östreichischen Patriotismus, sondern eine Vergangenheit mitgebracht, deren sich ein achtbarer Mann nicht rühmen würde. Ohne Vaterlandsliebe verfolgten diese feilen Landsknechte im Staatsfrack lediglich Partei- und Coterie-Zwecke, zumeist römischer Tendenz; denn ihre Berufung in Amt und Würden verdankten diese Creaturen zumeist dem Einflusse der Jesuiten am Hofe. Leute dieses Gelichters sitzen noch heute in den Ministerien und lenken das Staatsruder mit. Alle diese Ehrenmänner mit Namen zu nennen, das würde die Liste zu lang machen. Wir erwähnen deshalb nur die Häupter dieser Söldlinge. An ihrer Spitze steht jener berüchtigte B e r n h a r d Ritter von M e y e r, der die Aufgabe hat, brühheiß alle Vorgänge des Ministerrathes den Jesuiten zu denunciren. Er ist der feilste Knecht

im Dienste der Jesuiten, ein Subject, das sogar die tolerante Schweiz als faule Frucht herausgeworfen und das es jetzt in Oestreich außer aller Carrière zum Hofrate gebracht hat. Ihm stehen die Herren von Biegeleben, Unterstaatssecretär Baron Meysenbug u. A. würdig zur Seite. Meyer, die rechte Hand Belcredi's, hat darüber zu wachen, daß nur Leute im innern Staatsdienste angestellt werden, von denen man, wenn auch keine andere, doch die eine Ueberzeugung haben muß, daß sie erzkatholisch sind. Daß alle Erlässe betreff der Schul- und Unterrichtsfragen einen derartigen Stempel tragen, bedarf bei der Menge von Erfarungen aus jüngster Zeit keiner besondern Erwänung. Die Aufgabe, die dieser Ehrenmann im Innern des Reiches zu erfüllen hat, haben Biegeleben und Meysenbug nach Außen hin zu verfolgen.

Um für derartige Tendenzen auch in der Oeffentlichkeit Propaganda zu machen, umgeben sich die Herren mit fremden Federn, die in Regierungs-Journalen für Geld und ein Amt manches Krokodilsei ausbrüten. Der Haupt-Matador dieser Söldlinge ist Dr. Hermann Orges, der sich sogar nicht entblödete, gegen die Gleichberechtigung der Juden in der nun selig entschlummerten „constitutionellen östreichischen Zeitung" eine Lanze einzulegen. Er ist das journalistische Mädchen für Alles; heute Schmerlingianer bis zum Exceß, morgen Belcredinist bis zur Anbetung, und übermorgen wieder, wenn es verlangt wird, keines von Beiden. Leute dieses Gelichters treiben sich in Wien unzälige herum. Durch solche Elemente will man das Beamtentum regeneriren! Aber die östreichische Bureaukratie, dieses Monstrum des penetrantesten Egoismus, dieser polypenartige Regierungsapparat, hat nicht nur seinen Machteinfluß eingebüßt, sie befindet sich jetzt sogar in einem Verwesungs-Proceß, der für die Dynastie und die Regierung nicht ohne Gefahr ist. Das Ersparungs-System, das man in Oestreich mit einer Naivetät ausübt, die am Notwendigen um jeden Kreuzer mäkelt, und Tausende von Gulden auf anderer Seite verschwendet, hat sich nun auch auf die Bureaukratie erstreckt. Der östreichische Beamte in den untern Stellen ist erbärmlich bezalt, und da die höheren Aemter Familien-Monopole sind, so wird man uns wol

auch ohne besondere Versicherung glauben, daß das Los der östreichischen Beamten gerade kein beneidenswertes war. Aber es war ein sicheres, und deshalb war der Andrang zu den kaiserlichen Aemtern ein immenser. Seitdem man aber diesen kostspieligen Regierungsapparat in seinen überflüssigen Sprößlingen zu beschneiden angefangen, seitdem man in der Buchhaltungsbranche allein 1100 Beamte pensionirt und entlassen, und über tausend Familien mit einem lumpigen Bettelbrod plötzlich hinaus gestoßen, seitdem hat sich in den großen Massen des Beamtenstandes eine Gedankenumwälzung vollzogen, gegen welche der Ideenkreis unserer catilinarischen Existenzen die unschuldigste Milch frommer Denkart ist. Und dies ist nur zu wol begreiflich! Mit elendem Gehalte hat sich der Beamte begnügt, lediglich, weil er seine und die Zukunft seiner Familie vor der nagendsten Not gesichert sah. Und nun, nachdem er dem Staate Jahrzehnte lang gedient, entläßt ihn die Oligarchie mit einer Pension, die zu gering zum Leben, und doch noch zu ausgiebig für das Verhungern ist. Diesem Lose sieht sich der östreichische Beamte nun in seinen alten Tagen ausgesetzt.

Die Zal dieser 1100 Erbuchhaltungsbeamten wird noch vermehrt durch die vorerst in der Provinz Salzburg und gleich darauf in Galizien und Krain im Verordnungswege „zur Erzielung von Ersparnissen im Staatshaushalte“ durchgeführte Reducirung der Bezirksämter, welche in kürzester Zeit auch in den übrigen Provinzen zur Ausführung gebracht werden soll. Von den zwanzig Bezirksämtern im Salzburgischen bleiben nach der neuen Organisation nur vier übrig; die Zal der Beamten wird überdies unverhältnißmäßig vermindert. Denkt man sich diese neueste Octroyirung des Belcretinismus in allen Provinzen eingeführt, so erhält man eine nach vielen Tausenden zälende Legion von pensionirten und disponiblen Beamten, die sich sehr heiß — nach einem total veränderten Zustande der Dinge sehnen. Abgesehen von der Brutalität dieser Willkürmaßregel berührt das Schädliche dieser neuen Organisation die Interessen der Bevölkerung auf das Empfindlichste. Ein Gang zum Gerichte kostet nun die Bewohner der entlegenern Dörfer 2 bis 3 Tage, und werden die Angelegenheiten nicht in Einer Tagsatzung

abgeschlossen, so erfordert dies von dem Landbewohner einen Aufwand an Zeit, der für ihn Geld ist. Doch dies scheint unsre Oligarchie wenig zu kümmern; denn ihrer Ansicht nach hat unsere türkische Justiz und die schwerfällige verrottete Verwaltung ihre Aufgabe schon mehr als vollständig erfüllt, wenn sie nur für die dringendsten Fälle, wenn auch in primitivster Weise, ausreicht.

Wir haben behauptet, unsere Bureaukratie sei eine corrupte; sie ist es, aber zumeist in den höheren Regionen. Sie ist die großartigste Organisation der Character- und Talentlosigkeit; aber doch nur in der Oligarchie der Bureaukratie, in jenen Stellen, wo eine Person mit kastrirtem Geiste sogar zwei bis drei Stellen in sich cumulirt, um den dreifachen Gehalt einzustecken. Dort wäscht eine Hand die andre; dort ist das wahre Beamtentum im Staatsfrack, an dessen Spitze als Dalai-Lama der autokratische Graf Belcredi thronte, dem der Jesuitismus so viel Verstand gegeben, daß er es vermochte, für die ganze östreichische Bureaukratie bis auf den letzten Diurnisten — die Gehalte einzusäckeln.

Staatsminister, Polizeiminister und Minister-Präsident in Einer Person! Allerdings vermochte dies auch nur ein Genie, wie es unstreitig Graf Belcredi ist. Der Gedanke ist so verteufelt kniffig, daß es uns gar nicht Wunder nimmt, wenn der Herr Staatsminister Alles im rosigsten Lichte sah, zumal es bei dem gräflichen Gewissen nicht anzunehmen ist, der Polizeiminister könne doch endlich einmal dem Herrn Staatsminister — salva venia — nebst der moralischen Ohrfeige auch eine solche anderer Art verabreichen, und der Polizei-Lama dem Herrn Grafen eine Bambusstrafe, wie sie bei uns üblich, gnädigst verabreichen lassen. Verdient wäre sie!

In diesen Regionen nun ist die Pest-Fäulniß zu suchen, die Alles verstänkernden Cloaken, von denen wir als Oestreicher nie mehr gesunden können. Dort fragt man statt nach Zeugnissen nur darnach, ob der gehorsamst ersterbende Petent auch mit dem Eselsfelle des Adelsdiploms geboren wurde; dort kennt man nur zwei Begriffe: den eigenen Säckel und das hohe Aerar, das diesen Säckel füllt.

So ist denn das anomale Oestreich mit dem Weihwasser, den Jesuiten und seiner Bureaukratie herunter gekommen. Die Oligarchie aber hat es sogar so weit gebracht, daß das Gros des Beamtentums von der Dynastie und der Regierung abgefallen ist, und nun den leicht zu entflammenden Kern eines geistigen Proletariates bildet, an das sich Alles solidarisch anschließt, was gegen Dummheit, Rechtsknechtung und Bedrückung kämpft.

IV.

Ein Volksheer aus den Nationalitäten Oestreichs!

Die Hauptstütze aber, auf der die künftige Machtstellung Oestreichs basiren soll, bildet nach der Meinung der Regierung die zum Teile bereits octroyirte Reorganisation der Armee als Volksheer! Das Princip ist recht freisinnig, aber wie wir nachzuweisen gedenken, dürfte seine Durchführung an der ganzen Lage unserer inneren Verhältnisse scheitern. „Ein Volk in Waffen“, das heißt das Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes voraussetzen, für dessen Bestand das Volk außer den politischen auch noch aus materiellen Interessen die Waffen zur Sicherung und Verteidigung ergreift. Ebenso wenig aber, wie es bei den Völkern Oestreichs ein gemeinsames Vaterlandsbewußtsein gibt, sind den Nationen auch die politischen und materiellen Interessen gemeinsam. Doch wäre dem auch nicht so; das Institut der allgemeinen Wehrpflicht bleibt für Oestreich eine Unmöglichkeit. Woran Preußen bei der allgemeinen Durchbildung seiner Bevölkerung seit länger denn einem halben Jahrhunderte gearbeitet, das will man in Oestreich im Handumdrehen zur Tat machen, in Oestreich, das Cultur und Bildung, statt sie zum Gemeingut zu machen, beharrlich geknechtet und unterdrückt hat. So rächen sich auch hier die alten Sünden! Der gesellschaftliche Bau in Oestreich zeigt Lücken, die unausfüllbar sind, die Standes- und Kasten-Unterschiede treten um so greller zu Tage, als die Cultur, die einzige Verbindungsbrücke, fehlt. Und nun sollen die hochgebornen Herrn, die Söhne der Geld- und der Geburts-Aristokratie, sie sollen sich einreihen lassen *mit den rohen, halbwilden* Völkerschaften Oestreichs, die erst in der

achtjährigen Dienstzeit einen menschlichen Schliff bekamen, in ein Volksheer! Für die Gegenwart hat man allerdings ein Mittel gefunden, den von dieser Seite drohenden Sturm zum Teil zu beschwören, indem man die Perfidie beging, gleichzeitig mit der Hinausgabe der kaiserlichen Verordnung über die allgemeine Wehrpflicht einen xtägigen Termin zu bestimmen, in welchem der Loskauf, der mit dem Wehr-Gesetze aufgehoben wird, noch gestattet war. Auf diese Weise säckelte die Regierung unter der Hand allerdings noch die respectable Summe von mehr als 12 Millionen Gulden an Loskaufstaren ein. Auch enthalten die Statuten dieses Gesetzes so viele Paragraphen, welche eine willkürliche Auslegung zulassen, daß es gar nicht schwer fällt, sich mit Protection und Geld der festgesetzten sechsjährigen Linien- und sechsjährigen Reservedienstleistung zu entziehen. Hierdurch wird aber die allgemeine Wehrpflicht chimärisch, und es werden wie vordem die Unbemittelten, Protectionslosen die ganze Last derselben zu tragen haben. Ungeachtet dessen ergibt sich aber durch die Beiziehung aller Tauglichen in die Armee ein so großes jährliches Rekruten-Contingent, daß es zur evidenten Unmöglichkeit wird, den Soldaten länger als Ein Jahr in loco zu behalten. Wer den galizischen, ungarischen und wallachischen Bauer kennt, der ist der Ueberzeugung, daß es eine Unmöglichkeit ist, diese halbwilden Völker in Einem Jahre zu Menschen, zu Soldaten zu machen. Schickt man ihn daher nach einem Jahre Dienstzeit auf Urlaub, so geht er so, wie er gekommen ist; das ihm mühsam Eingedrillte geht verloren, und bedarf man seiner in dem entscheidenden Momente, so hat man statt eines waffengeübten Soldaten wieder nur den rohen Knecht.

So steht es mit dem gemeinen Soldaten. Noch ärger aber ist es mit Unteroffizieren bestellt. Die Unteroffiziere in den ungarischen und galizischen Regimentern können zur Not kaum lesen und schreiben, und diese ihre wissenschaftliche Bildung ist erst noch eine Errungenschaft ihrer langen Militärdienstzeit. Weiß nun der Mann, daß er schon nach einem Jahre wieder in seine Civil-Carrière zurückkehrt, so wird er sich gewiß nicht die Mühe nehmen, sich zu einer Charge im Militärdienste vorzubereiten, zumal bei allen

Nationalitäten und in allen Ständen eine ausgesprochene Aversion gegen den Militärstand vorherrscht. Woher sollen die Regimenter unter solchen Verhältnissen die Chargen nehmen? Man wird uns vielleicht einwenden, diesem Uebelstande werde dadurch abgeholfen, daß durch die allgemeine Wehrpflicht der Armee intelligentere und gebildetere Elemente zugeführt werden, als dies bis jetzt der Fall ist, und daß aus diesen ein reicher Ersatz gezogen werden könne. Diesem Einwande können wir nur entgegnen, daß der Reiz, unter halbwilden Truppen Corporal oder Feldwebel zu werden, nicht so groß ist, um die gebildeteren Elemente um einen solchen Preis auf ihre bürgerliche Stellung verzichten zu lassen, und sich dadurch der Armee als Corporäle zu erhalten.

Sehen wir nun von der Mannschaft ab und unterziehen den Offizier der östreichischen Volks-Armee einer kurzen Beurteilung. Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, daß unter den Offizieren der östreichischen Armee gegenwärtig fünf Sechstel nicht blos ohne jede Fach-, sondern auch ohne die gewöhnliche wissenschaftliche Bildung sind; und in diesem Stande selbst ist Bildung und Intelligenz wieder mehr bei den untern als bei den höheren Chargen zu suchen, am allerwenigsten jedoch unter der Generalität. Denn um in Oestreich General zu werden, bedarf es entweder der Protection oder jener Stockgeduld, die Alles für ausgezeichnet hält, was von Oben kommt. Mag das Verdienst auch noch so groß sein, so wird es sich doch äußerst selten in die rothe Hose versteigen, wenn ihm nicht zugleich die Gabe eigen ist, den Fortschritt nur rückwärts zu suchen. Die Weckung der Intelligenz des östreichischen Offizier-Corps, die Durchbildung desselben kann nicht das Resultat einer kriegsministerlichen Arbeit von wenigen Tagen sein; sie bedarf der Arbeit von Generationen. Wollte man jedoch rascher zum Ziele kommen, so müßte man fünf Sechstel der Offiziere entlassen. Woher aber dann den Ersatz nehmen? und zwar gerade für die höhern Chargen, wo die crasseste Unwissenheit und Unfähigkeit herrscht!

So stößt die Heeresreform schon in der ersten Durchführung auf Schwierigkeiten und Hindernisse so tief eingreifender und viel-

fältiger Art, daß sich selbst der verblendetste Optimist nicht der Einsicht verschließen kann: die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Oestreich sei aus nationalen, politischen und socialen Gründen ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, gegen die alle Nationalitäten und Stände Front machen: der Adel, weil er fürchtet, daß seine Söhne lernen müssen um Offiziere zu werden, die Intelligenz, weil sie Vorzugs-Zeugnisse nicht mehr vom Militär befreien würden, und die vermögenden Classen, weil sie ihre Söhne nicht mehr loskaufen können, erheischt aber auch eine gründliche Aenderung des Regierungs-Systems. Wer das Wiener Cabinet und dessen Anläufe jüngster Zeit zur Regenerirung Oestreichs kennt, der weiß, daß man vor heißer Sehnsucht brennt, das ganze Volk zu Soldaten zu machen, um — Rache zu nehmen. Wie man nun einerseits die allgemeine Wehrpflicht einführen will, so zögert man andererseits wieder, dem Volke die Waffen in die Hand zu geben, das sich ja leicht gegen die Regierung wenden könnte, um eines schönen Tages das Reich von seinen Bütteln zu säubern. Diese Anschauung findet in dem vorläufig octroyirten Heeres-Gesetze die Bestätigung; denn es war ein offenbarer Act der Willkür und Ungerechtigkeit, für den die Regierung die Verantwortlichkeit übernahm, indem sie die Dienstjahre anstatt zu vermindern, vermehrte.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vom 18. bis zum 45. Jahre hätte, abgesehen von der Octroyirung, keine so erbitterte Opposition hervor gerufen, wenn nicht das octroyirte Gesetz der sechsjährigen Linien- und sechsjährigen Reserve-Dienstleistung so brutal in unsere socialen Verhältnisse eingegriffen hätte. Der Regierung war es weniger darum zu thun, ein Volk in Waffen zu haben, als viel mehr darum, das Volk durch Drillen und jahrelange müssige Casernenzucht zu willigen Söldlingen abzurichten.

Vom Standpuncte des Soldaten betrachtet, sind die Bestimmungen des Heeresgesetzes allerdings practisch; denn sie verfolgen das Ziel, eine ansehnliche, tüchtige, geschulte Wehrkraft zu erhalten. Vom Standpuncte des Bürgers aber kann man diesen Bestimmungen nicht beipflichten, denn sie sind ein Act der Willkür

und Ungerechtigkeit, sie beeinträchtigen die socialen Verhältnisse, sie benachteiligen die persönlichen Interessen der Staatsbürger.

Nach der bisherigen Norm der Heeresergänzung hatte der in das Heer Eingereihte 8 Jahre in der Linie, 2 Jahre in der Reserve zu dienen. Diese Dienstzeit wurde nun in eine 6jährige Linien- und 6jährige Reserve-Dienstleistung umgeändert. Bisher war nur der Linien-Soldat für die Operations-Armee bestimmt, der Reservist aber nur für die Verteidigung des Landes. Das besagte Gesetz verpflichtet den Eingereihten nunmehr, 6 Jahre als Linien-, 3 Jahre als Reserve-Soldat in der Operations-Armee zu dienen, mithin ist die Dienstzeit nicht verringert, sondern um 1 Jahr vermehrt. Außerdem kann aber auch der Reserve-Soldat der zweiten Reserve von 3 Jahren Dienstpflicht — da nämlich die 6jährige Reserve-Dienstleistung in 3 Jahren für die 1., und 3 Jahre für die 2. Reserve eingeteilt ist, — außerhalb der Reichsgrenze verwendet, daher ebenfalls zur operirenden Armee gezogen werden. Da nun die politische Lage Oestreichs derart ist, daß es im Falle eines Krieges seine ganze Macht entfalten muß; so ist es folgerichtig, daß man dann nicht nur den Linien-, sondern auch den Reserve-Soldaten zur Dienstleistung einberufen wird. Mit der Versetzung in die Reserve ist daher nicht das Verhältniß, sondern nur der Name verändert, denn der Dienst-Verpflichtete muß sowol in der Linie, wie in der Reserve jeden Augenblick seiner Einberufung gewärtig sein. Somit ist factisch die Dienstzeit der in die Armee Eingereihten gegen früher um 2 Jahre, und legt man den Umstand in die Wagschale, daß der Reservist früher nur zur Landesvertheidigung bestimmt war, sogar um 4 Jahre vermehrt und der Soldat während 12 Jahren einer unsichern Existenz preisgegeben.

In dem Heeresgesetze ist sonach den socialen Verhältnissen keine Rechnung getragen, und eine Wehr-Verfassung nach dem Muster Preußens in Oestreich nur dann durchführbar, wenn auch die Dienstverpflichtung darnach geregelt wird.

Die Herabsetzung der Linien- sowohl als der Reserve-Dienstzeit ist eine Notwendigkeit, die keiner Erörterung bedarf; denn je größer die Kopfzal, welche durch die Landesverteidigung den

productiven Beschäftigungen des Friedens entzogen wird, desto geringer muß die Zeit sein, durch welche der Einzelne an den Kriegsdienst gefesselt ist.

Wenn nun aber auch der Wille der Regierung vorhanden wäre, die Dienstzeit in der östreichischen Armee herab zu setzen, so kann dies nicht in dem Maße geschehen, um den socialen Verhältnissen vollkommen Rechnung zu tragen; denn dies scheitert an der mangelhaften Volksbildung, welche es — wie wir bereits darstellten — unmöglich macht, den rohen Bauer in kurzer Zeit zum geschulten, brauchbaren Soldaten auszubilden. Mag jedoch in dieser Richtung was immer geschehen, die Tatsache ist evident, daß weder die alte Heereseinrichtung noch die neue der Dynastie für die Zukunft eine Stütze und Handhabe gegen das Volkswol abgeben wird. Dieser Pfeiler bleibt geborsten für immer! Das Volksheer ohne ein östreichisches Staatsbewußtsein ist eben so gut eine Utopie, als die verkehrte Ansicht, daß der Aufbau des Cultur-Staates Oestreich so lange zu warten habe, bis die in den Militär-Schulen gedrillten und cultivirten Soldaten die Bildung auch den übrigen Gesellschaftsclassen mitteilen, und Oestreich durch seine Armee zu einem Cultur-Staate wird, statt auf naturgemäßem Wege dahin zu wirken, daß ein intelligentes Volksheer nur aus einem gebildeten Volke hervorgeht.

Die Unmöglichkeit, die Armee-Reorganisation auf diese Weise durchzuführen, ist bereits durch die Tatsache festgestellt, daß das octroyirte Gesetz in Ungarn zurückgewiesen wurde und dessen Durchführung sistirt werden mußte; eben so haben die dieslei-thauischen Landtage Adressen um Sistirung dieser despotischen Maßregel beschlossen, und voraussichtlich wird dieses Gesetz, welches so wie fast alle seit 1850 erflossenen Regierungs-Anordnungen plan- und sinnlos hinausgeschleudert wurde, auch deren Schicksal teilen, nämlich — kaum geboren, auch begraben werden. An warnenden Stimmen hat es nicht gefehlt. Und selbst die aus den Vertretern der einzelnen Ministerien zusammengesetzte Commission, die den Organisations-Entwurf zu prüfen hatte, hat sich mit Ausname der Vertreter des Ministeriums des Innern und des Krieges dagegen

ausgesprochen. Nichts destoweniger drang das Staats-Ministerium darauf, die Maßregel sogleich mit Gesetzeskraft durchzuführen. Der Kaiser, dem Alles daran lag, ein großes Heer nicht nur auf dem Papiere, sondern auch baldmöglichst auf den Paradeplätzen zu sehen, zerriß die Reinabschrift, die ihm zur Unterschrift vorgelegt wurde, als er sah, daß die Unterschriften der drei Hofkanzler fehlten. Der Zorn des kaiserlichen Herrn, der, unbekümmert um die innern Zustände des Reiches, mit einem Federzuge eine Maßregel in's Leben rufen wollte, die für Tausende eine Existenzfrage werden muß, — soll ein gar gewaltiger gewesen sein; doch konnte er den ungarischen Hofkanzler Herrn von Majlath eben so wenig einschüchtern, als die andern Hofkanzler. Aber dies Alles konnte den Absolutisten Franz Josef nicht zurückschrecken, und so versuchte man die Octroyirung des Heeres-Gesetzes in Form einer kaiserlichen Verordnung.

Wie wenig es aber dem obersten Kriegsherrn mit einer zeitgemäßen Heeres-Reform Ernst ist, welcher Wert auf Intelligenz, Bildung, Verdienst gelegt wird, und wie unbeachtet die bittern Erfarungen des Feldzuges 1866 bleiben, das zeigen die Maßnamen der jüngsten Zeit. Der Corporalsstock, wenn auch in seinen Schwingungen etwas gemäßigt, soll nach wie vor in dem intelligenten östreichischen Volksheere regieren; Männer wie Tegetthof, denen man in einem anderen Staate goldene Brücken bauen würde, schiebt man mit schnödem Undank bei Seite, um einen Ignoranten zu poussiren. Die einflußreichsten Stellen in der Armee sind mit Erzherzögen und Hoch-Tory's besetzt; Leuten, welche die Geistes-Armut an der Stirne tragen, ist neuerdings die Führung des Heeres anvertraut, und die neueste, wichtigste Allerhöchste Entschließung ist — etwa die Einführung einer neuen Bewaffnung? Nein! Ein wichtigerer Entschluß ist in jüngster Zeit erflossen, es ist dies die Allerhöchste Bewilligung, daß die Land-Armee die Backenbärte eben so lang und so geschnitten tragen darf, wie die — Marine!!! —

Mit solchen erhabenen Gedanken befaßt sich die oberste Heeres-

reitung in einer Zeit, wo sich die Staaten Europa's an Verbesse-lungen im Kriegswesen überbieten!

Und bei einem solchen Vorgehen hofft man die Armee um-zubilden, um sie andern gleich zu stellen, mit solchen bornirten An-schauungen will man einen Plan entwerfen und durchführen, um ein Volksheer zu erziehen, das der Monarchie ein Halt, der Dynastie eine Stütze sein soll? Diese Heeres-Organisation, welche auf einer einseitigen Anschauung, auf einem gänzlichen Verkennen und Nicht-beachten der socialen Verhältnisse und der Interessen der Staats-bürger basirt ist, und nur das klägliche Bild einer undisciplinirten Masse mit Herzögen, Fürsten und Grafen an der Spitze bieten kann, wird den Gang der Ereignisse nicht hemmen, und der Wahn, mit dieser Reorganisation das wankende Staatsgebäude in seinem Zusammensturze aufzuhalten, wird zu einem schrecklichen Erwachen führen. —

V.

Geld und Wirtschaft in Oestreich.

Oestreich, das an Naturschätzen reichste Land Europa's, ist heute zu dem ärmsten geworden, durch eine ganz besondere Verwaltungskunst! Das Unglück, das die Dynastie der Habsburger über Deutschland, wie über Oestreich gebracht, zeigt sich in Nichts greller, als daß unter ihrem Scepter die blühendsten Provinzen verarmt sind, die emsigsten Bewohner zu Bettlern wurden, und der Unsegen als der Fluch der bösen Taten auf Allem ruht, was seinen Weg aus der Wiener Hofburg nimmt. Böhmen, das zum Belgien Oestreichs hätte werden können, seufzt unter dem Drucke des Unglücks, das die kurzsichtige Politik der Regierung in seinen drückendsten Folgen auch noch über Mähren und Schlesien heraufbeschworen. Das reiche Ungarn ist noch zum Teil ein braches Feld, das seiner Urbarmachung harrt. Es gehört mit Galizien zu jenen Provinzen, die im Notstande sind, wenn sie nur von einem einzigen Mißjahre betroffen werden. Den finanziellen Zustand der deutschen Alpenländer und der südslavischen Provinzen illustriren am entschiedensten die Massen von Executionen und Feilbietungen, die ein herzbrechendes Bild geben von Land und Leuten in dem „reichen" Oestreich. Ja! dieses von der Natur so reich gesegnete Land ist zu einem Bettlerstaate geworden unter einer Serie von Regierungen, die in unbegreiflichem Verkennen ihrer eigenen Interessen systematisch an dem Ruine des Staatskörpers gearbeitet haben, heute liegt Oestreich vor uns wie der abgefallene Leib eines Kranken, der seine letzten Züge röchelt. Aus dem kräftigen Bau und dem stolzen Gerüste spricht noch die Pracht der nun verwelkten

Blüte; aus dem verlöschenden Auge bricht noch ein Stral der eisernen Lebenskraft, welche nur die zügellosesten Ausschweifungen und nur die gröbsten Verirrungen zu Grunde richten konnten.

Es kann wol nicht die Aufgabe dieses Capitels sein, eine vollkommene Genesis unserer heutigen Finanzzustände zu geben und eine Schilderung unserer wirtschaftlichen Zustände zu entwerfen, die bis in's Einzelne erschöpft. Wir glauben unsere Aufgabe erfüllt zu haben, wenn wir in um- und übersichtlichen Zügen die Wirtschaft unseres Staates, wie sie sich nun der Beurteilung entgegenstellt, kennzeichnen.

Ein einziger Satz ist im Stande, die bodenlose Tiefe unsres finanziellen Jammers ermessen zu lassen, aber dieser Satz ist wol der inhaltreichste, den wir bisher niedergeschrieben, denn er sagt das Oesterreich eine Staatsschuld von 3 Milliarden Gulden besitzt, und daß unsere Papiere herabgesunken sind bis auf die Hälfte ihres ursprünglichen Wertes.

Dieser Stundenzeiger auf der Uhr, die das Leben unseres Staates mißt, zeigt deutlicher als Alles, wie viel es für Oestreich geschlagen hat, und wie weit es noch hat zum vollständigen Ablauf seiner Lebenskette. Die Maßregeln welche bezüglich der Finanzen des Reiches in der letzten Zeit in Anwendung gebracht wurden, zeigen keinen einzigen Lichtpunkt auf dem dicht umnebelten Himmel unserer Finanzpolitik. Der Schluß des Jahres 1865, der uns politisch bereits auf der schiefen Ebene nach Königgrätz rollen sah, brachte auch den Abschluß des großen in Paris negociirten Anlehens von 146 Millionen Gulden zu Stande, und zwar zu einem selbst in der östreichischen Finanzgeschichte unerhört schlechten Zinsfuße. Doch die Regierung rieb sich vergnügt die Hände und das Finanz-Ministerium jubelte; denn es hatte ja die Mittel beschafft, auf dem eingeschlagenen Wege ruhig vorwärts trotteln zu können. Auch waren damit die glücklichen Finanz-Operationen des Jahres 1866, die mit den kriegerischen auf gleicher Stufe stehen, äußerst würdig inaugurirt. Allerdings hatte der Krieg neue Credit-Operationen bedingt; doch die Art und Weise ihrer Durchführung haben dem Reiche Wunden geschlagen, die nicht so leicht geheilt

werden, als jene, die das Schlachtfeld gezeugt. Die Genialität der neuesten Maßregeln hat die Herstellung der Landeswährung für eine Zukunft hinaus geschoben, die bei der jetzigen Lage der Dinge außer aller Berechnung liegt.

Zu diesen Maßregeln rechnen wir vor allem andern die Verpfändung der Staatsdomainen, die mit dem Gesetze vom 24. April 1866 für einen Gesammtbetrag von 60 Millionen Gulden an die östreichische Boden-Credit-Anstalt übergeben wurden. Diese Maßregel hat dem Real-Credite, wiewol sie bis heute wegen Unannehmbarkeit der rücksichtlich der Placirung der Pfandbriefe erlangten Offerte undurchgeführt blieb, dennoch die bedeutendsten Nachteile zugefügt, weil sie die Sistirung aller Pfandbrief-Institute, die erst in der Bildung begriffen waren, zur Folge hatte.

In überstürzender Hast folgte nun mit den Gesetzen vom 5. Mai, dem 7. Juli und 28. August 1866 jene famose Uebername der Banknoten zu 1 fl. und 5 fl., als sogenannte Staats-Noten, ein Gewaltschritt, der mit dem Bankübereinkommen vom 3. Jänner 1863 im crassen Widerspruche steht. Als nächste Operation haben wir die zwangsweise Anleihe von 60 Millionen Gulden bei der Nationalbank zu verzeichnen, und schließlich die Erweiterung des Umlaufes der mit Zwangscurs ausgestatteten Staats-Noten, die, inbegriffen der vorangegangenen Anlehen, bis zu der Höhe von 300, beziehungsweise 400 Millionen stiegen. Ohne Zusammenhang mit diesen Operationen steht die Hinausgabe eines neuen steuerfreien 5procentigen Anlehens bis zum Betrage von 50 Millionen Gulden.

So sehen wir denn während der kurzen Zeit von nicht ganz anderthalb Jahren und zur Bewältigung des Aufwandes für einen Krieg, der nur wenige Wochen brauchte, die zu einer erschreckenden Höhe angewachsene öffentliche Schuld um nicht weniger als 300 Millionen Gulden Staatspapiergeld und ungefär 250 Millionen 5procentige Schuld erhöht. Der Eingriff in das Privilegium der Nationalbank und die dadurch herbeigeführte Papier-Circulation von 550 Millionen Gulden haben die Landeswährung einer ganz unberechenbaren Entwertung Preis gegeben. Die Rückwirkung

dieser Maßregeln hat sich geltend gemacht in der Verteuerung aller Lebensmittel, aller Arbeits- und Productionskosten, die wieder unsere wichtigsten socialen und volkswirtschaftlichen Interessen auf das Gefärlichste bedrohen. Diesem Jammer aufzuhelfen, den Stand unserer Finanzen zu bessern, mit ihm den National-Reichtum und nicht die einzelnen Monopolisten zu heben, das ist die Riesenaufgabe der nächsten Zeit, die erfüllt werden soll, inmitten einer großen politischen Constellation, deren Ausbruch Oestreich wieder in neue Wirren, in neue Kriege und dadurch in neue Schulden stürzen wird. Neue Schulden aber sind unser Ruin, unser Staatsbankerott!

Man schlägt die Hände zusammen über den Verfall der Bodencultur, über die Teuerung der Lebensmittel und der Fabrikate; allein ist dies denn anders möglich bei einem Systeme, das statt des Fortschrittes in allen Richtungen den Ruin anstrebt? Kein Staat der Welt hat so wenig gethan, den allgemeinen Volkswolstand zu heben, als gerade Oestreich! und keiner hat die Quellen und Kräfte mehr angespannt, unpractischer ausgebeutet und leichtsinniger vergeudet, als wieder Oestreich. Werfen wir nur einen Blick auf das Salzmonopol, eine der ergiebigsten Revenuen des Reiches, und einen zweiten Blick auf unsere Bodencultur, die so tief zurück steht, daß ihre Productionsfähigkeit noch einmal so reich sein könnte, als sie es eben jetzt ist. Allein der Ackerbau kann nicht gedeihen ohne entsprechende Viehzucht, weil der Acker ohne Dünger nie, und mag der Boden auch noch so reich und ergiebig sein, auf die Höhe seiner Leistungsfähigkeit gebracht werden kann. Die Viehzucht aber kann ohne Viehmästung keinen erfreulichen Erfolg erzielen; zur Mästung aber ist wieder das Salz unentbehrlich. Da aber das monopolisirte Salz in Oestreich für den Landbebauer ein sehr teurer Artikel ist, den er in größeren Quantitäten nur dann anschaffen könnte, wenn er eben so billig wäre wie in Preußen und Sachsen, so sieht er sich leider genötigt, einen kleinen Viehstand zu halten, weil er für einen größeren die Auslagen des Salzes nicht leicht und gewinnbringend bestreiten kann. Der geringe Viehstand ermöglicht keine reiche Düngung und beschränkt dem-

nächst die Bodencultur auf das Empfindlichste. Natürlich muß dieser Umstand rückwirken auf die Teuerung der Lebensmittel und der Fabrikate. Und so kann denn Oestreich nicht früher ein Industrie-Staat werden, bevor es nicht seine Bodencultur auf den bestmöglichsten Grad der Vervollkommnung gebracht hat; denn erstens kann ein Staat nicht fabriciren ohne entsprechenden Absatz; er kann zweitens nicht concurriren bei hohen Preisen, und diese werden bei uns so lange nicht niederer werden, als die Teuerung der Narungsmittel hohe Löhne, und hiedurch natürlich teure Artikel erzeugt. Wir lassen uns in keine Discussion über Principien der politischen Oeconomie ein; allein so viel ist evident, daß die bei uns bestehende Behandlung des Salzmonopols mit zu den traurigsten Verblendungen der östreichischen Staatsverwaltung gehört, und daß sie unter den Gründen unserer Verarmung nicht der letzte ist; denn sie trifft zuerst und zumeist den armen Bauer, der in einem Monate mehr Salz braucht, als der Reiche in einem ganzen Jahre consumirt.

Aber die Industrie leidet auch noch in anderer Weise unter diesem Monopole. Fragen wir nur unsere zu Grunde gegangenen Glas- und Papier-Fabrikanten nach den Ursachen ihres Ruins, und sie werden unter andern Gründen auch den mit anführen, daß die allzu hohen Preise für das Salz, das die ersteren zur Fabrikation des Glaubersalzes, welches am leichtesten aus Kochsalz gewonnen wird, die letzteren aber zur Bereitung der Unmassen von Chlorflüssigkeit für die Bleiche verwenden, keine Concurrenz mit fremden Fabrikanten möglich machen. Und dies in Oestreich, das einen so immensen Reichtum an Salzlagern hat! Diese blinde und verdammenswerte Behandlung des Salzmonopoles hat es aber so weit gebracht, daß das östreichische Salz, das an einige Staaten vertragsmäßig um den Naturalpreis abgelassen wird, aus diesen Ländern wieder zurückgeschmuggelt wird. Es ist daher gewiß keine optimistische Ansicht, die wir aussprechen, wenn wir meinen, daß die Herabsetzung unserer Salzpreise einen dreifach vermehrten Verbrauch zur Folge hätte, die sich natürlich auch auf eine bedeutend höhere Ausfuhr dieses Artikels erstrecken würde. Das

sind jedoch utopistische Wünsche gegenüber einer Staatsverwaltung, wie es eben die unsere ist, die das Salz, dieses unentbehrlichste Lebensbedürfniß, für einen Luxusartikel hält, den sie mit dem Tabak in eine Reihe stellt.

Von der Blutsaugerei des Staates als Monopolisten gehen wir über auf die concessionirten Erpressungen der Privat-Monopolisten, deren es in Oestreich eine erschreckende Unzal gibt, die sich im redlichsten Sinne des Wortes reich ausmästen und das Land arm fressen. Man blieb eben auch in dieser Richtung blind und taub für die Leiden und Klagen der großen Massen. Die Finanz-Operationen, die die Regierung in Eisenbahnen in Scene gesetzt, wollen wir stillschweigend übergehen; nur die Monopolisten haben hiebei ihre Säckel gefüllt, jene Leute die aus den Cassen der Nationalbank Gelder zu geringen Procenten herausnehmen, hiemit dem Staate zu hohen Procenten Anleihen machen, und die zu immensen Cursen losgeschlagenen Actien wieder zu niederen Procenten in Kost nehmen. Dieses heillose System saugt an unserm Lebensmarke fort; es macht einzelne zu vielfachen Millionären und die Bewohner zu Bettlern, den Staat aber bankerott!

Diese östreichische Nationalbank! Welche Ironie schon in dem Worte selbst! Gehe nur einer unserer Kaufleute, unserer kleineren Fabrikanten, dem durch Ausbleiben von Posten eine plötzliche Geldverlegenheit erwächst, zu dieser sogenannten Nationalbank, und suche um Hilfe. Gehört er nicht zur Clique der Rothschild, Sina, Todesco 2c. 2c., erkauft er nicht deren Giro mit der erforderlichen Provision, oder borgt er nicht von diesen Geldoligarchen das aus der Nationalbank genommene Geld zu 10—15 Procent aus; so kann er Angesichts der Nationalbank zu Grunde gehen. So ist dieses Institut nur eine Wechselbank für einige gewisse Bankiers, ein Institut, das statt den Handel und die Industrie zu unterstützen, diese lähmt und ruinirt; denn der geldsuchende brave Geschäftsmann muß sich unter solchen Umständen Geldwucherern in die Armee werfen, weil der Staat keine Vorsorge getroffen hat, den Betrieb des Geschäftes nicht nur nominell sondern auch factisch zu unterstützen. Daß die Operationen der Staatsanlehen natür-

lich nur wieder durch die Hände der Bankiers gehen, das begreifen jene unserer Herrn Finanzbeamten, die bei solchen Operationen reich geworden sind, nur allzu wol. Und deßhalb ist auch Oestreich so tief in der Schuld dieser gräflichen und baronisirten Hebräer, die mit ihren Börsenmachinationen den Curs machen. Die trefflichen Herrn von Hock und Becke wissen, was solche Kniffe, die wir gewiß nicht mit „Bestehlen des Staates“ übersetzen wollen, dem Privatsäckel eintragen.

So ist unsere Staatsverwaltung eine Mustermaschine zum — Zugrunderichten. Und diese Maschine verschlingt ein Riesen-Capital; ihr Controllwesen aber beansprucht genau so viel, als sie selbst kostet. Es mag Manchem unglaublich klingen, ist aber dennoch wahr, daß die Controlle all unserer controllirenden, controllirten Controlleure mehr verschlingt, als oft der Brutto-Ertrag abwirft. Und so existirte man bis heute. Und nur weil dieses Regime sich constant blieb, und beharrlich Alles bis in das tiefinnerste Mark verdarb, kann endlich der Untergang die Erlösung zum Erfolge haben.

Unter all den Monopolisten aber haben am verderblichsten und beharrlichsten die Versicherungs-Monopolisten am Ruine des Staates gearbeitet. Man macht sich in Deutschland trotz des gerechtfertigten Pessimismus, mit dem man unsere finanziellen und wirtschaftlichen Zustände in Betracht zieht, dennoch keinen richtigen Begriff von der Erbärmlichkeit unseres Assecuranzwesens, das sogar bei der gänzlichen Prohibition auswärtiger Concurrenz nicht gedeihlich aufkommen konnte. — Die unglaublichsten Misbräuche und Gefahren, die aus diesem Monopole und den in ihm wurzelnden veralteten Schlendrian entstanden sind, lasten auf einer Verantwörtlichkeit des Staates, die schon unverantwortlich ist. Denn trotz des staatlichen Aufsichtsrechtes haben die Ereignisse der jüngsten Zeit eine Unzal der gröbsten Schwindelgeschichten, des unerhörtesten Vertrauensmisbrauches, einer förmlichen Brandschatzung des Publicums, enthüllt, öffentliche Laster, die unter dem Schutze des Staates weiter fraßen. Daß hiebei die Bevölkerung, die sich für teure Prämien eine äußerst zweifelhafte Sicherheit erkaufte, zu

großem Nachteile kam, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Daher das allgemeine Mistrauen gegen diesen Prämien- und Actienschwindel, gegen Unternehmungen, die ohne nennenswerte Capitalien weder industrielle noch commercielle, sondern rein persönliche Interessen verfolgen, die natürlich dann am besten gedeihen, wenn der Staat jede Concurrenz ferne hält.

Das Ausschließen der auswärtigen Concurrenz wäre nur dann gerechtfertigt, wenn dadurch dem allgemeinen Wole ein productiver Zuwachs erblüte. Da es sich aber bei dem Assecuranzwesen nicht um die Vermehrung der Werte handelt, und die östreichischen Institute dieser Art lediglich Unternehmungen sind, die einzelne Persönlichkeiten der betreffenden Ministerien und die Säckel der Monopolisten zu bereichern haben, so ist das Verdammungs-Urteil, das über eine solche Politik einstimmig gefällt wurde, ein gerechtes. Und dies geschieht unter einem Handelministerium, das als Devise den „freien Verkehr" auf sein Banner geschrieben, das sonst dem Freihandel in allen seinen Consequenzen huldigt, und das den ausländischen Actien-Gesellschaften ungehinderten Verkehr in Oestreich gestattet. Dieses Ministerium, das mit einem widerhaarigen Fanatismus die Freiheit der Concurrenz predigt, das unsern Markt durch rapid abgeschlossene Handelsverträge allen besser und tüchtiger entwickelten Industrie-Nationen eröffnet hat, schirmt einzig und allein das verrottete Assecuranzwesen, als sensibles Schooßhündlein. Begreife das, wer's vermag.

Wir glücklichen Oestreicher! Uns hat das Handelsministerium die Fabrikate der ganzen Welt zugeführt, wir dürfen sie bezalen, dürfen kaufen, so viel wir wollen, und haben das schöne Bewußtsein, daß vielleicht einmal eine Zukunft kommen wird, in der es uns möglich sein wird, auch für unsere Erzeugnisse fremde Märkte geöffnet zu sehen. Einstweilen aber dürfen wir unsere Rohstoffe fleißig ausführen und fremde Industrie-Producte einführen, so lange noch das Geld dafür ausreicht. Grundsätze, wie: „Förderung einheimischer Industrie", „Erschwerung fremder Concurrenz", sind auf allen andern Gebieten als dem des Assecuranzwesens abgelebte und engherzige Ideen, für unsre aufgeklärten Handelspoli-

tiker, die sich weiblich freuen an dem Jammer unsrer Industriellen und an den Klagen unserer Arbeiter. Daß Frankreich und England nicht so ohne weiteres den Freihandel acceptirten, das darf Oestreich nicht bekümmern; denn es muß ja vor der ganzen Welt manifestiren, daß es nun mit Siebenmeilenstiefeln auf der Bahn des Handelsfortschrittes vorwärts stürmt. Am rechten Orte, zur rechten Zeit!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Reihe der jüngst abgeschlossenen Handelsverträge und die noch im Zuge befindlichen Verhandlungen einem genauen Commentare unterziehen, und hiebei unsre verschiedenen Industriezweige in Parallele setzen. Die angeführten Sätze genügen, das Vorgehen unserer Handelspolitiker zu kennzeichnen.

Statt unserer sinkenden Industrie unter die Arme zu greifen, reißt man den schützenden Damm nieder, und mit der einströmenden Flut der Erzeugnisse weit vorgeschrittener Industriestaaten sollen wir industrielle Anfänger in gewinnreiche Concurrenz treten; gewinnreich wol, aber nur nicht für uns. So tragen wir alle Opfer und die Gegner alle Vorteile; an materiellen Interessen haben wir noch das wenige eingebüßt, was wir hatten, und dafür haben wir nichts gewonnen, als einige politische Utopien, mit denen unsere politischen Genie's schwanger gehen.

Diese Oligarchenwirtschaft mußte es endlich dahin bringen, wohin es kam. Unser Handel ist gleich Null und unser Verkehr stockt; die Landwirtschaft ist in den fruchtbarsten Provinzen, Böhmen Mähren ꝛc. ꝛc. auf das Tiefste herab gekommen, und der Bodenwert rapid gesunken. Unser Bauernstand ist ausgesogen und verschuldet und in jenen Provinzen, die zunächst von den Gräueln des Krieges heimgesucht waren, unrettbar dem Hinsiechen verfallen. Die Entschädigungsgelder, die unter viel Lärm um Nichts verteilt wurden, reichten gerade hin, um den Landbebauern den Winter überstehen zu lassen. Nun kommt die Frühjahrssaat und er hat kein Körnlein Aussaat, er hat kein Vieh, das Feld zu bestellen. Seine Steuern sind rückständig, das Gehöfte oft mehr oder minder verschuldet, der Boden entwertet; er erhält daher nur

mit wucherischen Procenten Geld und wird so einige Zeit laboriren, bis er ganz verfällt. Das ist das Schicksal eines großen Teiles der Landbevölkerung in den occupirten Provinzen. Es wird deshalb Niemandem Wunder nehmen, daß unsere Gerichte überbürdet sind mit Executionen und Bankerotten, die Tausende und abermals Tausende reicher und bemittelter Familien zu Bettlern gemacht haben. Tausende von Arbeitskräften hat uns der Krieg gekostet; aber Oestreich verschmerzt ihren Verlust leichter als die Milliarden, die wir verloren und die reiche Provinz, die großmüthig nach blutigen Schlachten verschenkt wurde, ein Geschenk, das nach der verblendeten Kurzsichtigkeit unserer Diplomaten an Wert eingebüßt hätte, wenn es nicht noch zuvor zum Glücke der Völker Oestreichs mit dem Aufwande von Millionen und dem Blute von Tausenden unserer Söhne gedüngt worden wäre.

Aber endlich roch selbst die Regierung, daß etwas faul sei im Staate Oestreich. Und mit einer unerhörten Energie raffte sie sich auf und erteilte eine Reihe von Eisenbahn-Concessionen und Subventionen an hochadelige Consortien; zu einer Herabsetzung der Eisenbahn-Frachttarife oder gar zu einer Steuer-Reform, die für die Agricultur wie für die Industrie gleich wichtig gewesen wäre, fand sie keine Zeit. Dafür aber hat sie ein neues Wucher-Patent geboren, das ihrer würdig ist, und durch eine Reihe anderer brutaler Gewaltmaßregeln und Einrichtungen gesetz- und rechtlos unsre politischen, unsre socialen wie die volkswirtschaftlichen Interessen auf das Empfindlichste und Unheilbarste gefährdet.

Und dieses Grab hat sich die Dynastie und die Regierung selbst gegraben.

Die Völker aber bleiben ewig!

VI.

Der Staatskörper in seiner Auflösung.

Gleicht schon das große, weite Feld der Regierungstätigkeit Oestreichs einer trostlosen Wüste, deren Oede nur hie und da eine vereinsamte Oase unterbricht, an der sich das Auge wieder erfrischen kann, um gleich darauf an dem alten Schauer zu ermatten, so bieten die innere Politik, die Hausraison der Dynastie und die Maximen des Cabinets das Bild des kurzsichtigsten Egoismus und der unverhülltesten Erbärmlichkeit.

Es ist ein ganz absonderliches Schauspiel, das die östreichische Regierungskunst in dem Streben, das buntfarbige Chaos des disparaten Völker-Conglomerats zu einer gewissen Einheit zusammen zu schweißen, dem Beurteiler darbietet. Jahrhunderte lang hielt sie ihre Völker gefesselt in den Ketten des Absolutismus; eine blindwillige Soldateska massacrirte, und die Blut- und Hochgerichte decimirten die Reihen Jener, die für Oestreich das Morgenroth einer schöneren Zeit herbeiwünschten. In Blut und Eisen schritt die Gewalt einher, und Recht blieb nur Das, was die Römlinge begehrten und was die Dynastie in ihrem Interesse fand. Das Werkzeug, das sich inmitten von Staaten, die der Freiheit entgegenreiften, zu Henkersknechten hergab, gleichviel ob es galt, Recht und Freiheit zu morden oder ein Verbrechen zu sühnen, war das Militär. Und erst, als sich auch hier das Bewußtsein höherer Zwecke Bahn brach, als man sah, daß der Soldat kein bloßer Köter sei, den man heute gegen einen Dieb und morgen gegen einen Freund hetzen konnte; als das Licht der Freiheit auch über die Kerkermauern der Völker

Oestreichs hereinbrach und erhellend und zündend in die Herzen seiner Bewohner fiel, als sich die Weihrauchsnebel zerteilten, die ein lichtscheues Priestertum um die Köpfe der frommen Schäflein aufgewirbelt: da sprangen die Ketten des Absolutismus und die Tyrannei kam zu der Erkenntniß, daß es in Oestreich eines andern Mittels, als der weihwasserbesprengten Bajonette bedürfe, die Individuen, die zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte gelangten, und die Nationalitäten, die von dem Drange nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit erfüllt wurden, zu einer staatlichen Einheit zusammen zu fesseln.

Nach dem Sturze des Absolutismus begann in Oestreich die Aera der innern politischen Experimente, die bis heute fruchtlos waren, die fruchtlos bleiben werden, so lange bis es nicht wieder möglich wird, die Völker in die alte Nacht zurück zu schleudern. Und wir hoffen, daß dieß selbst den Habsburgern nicht mehr gelingen wird.

Es war nur ein naturgemäßer Proceß, daß mit dem ersten Erwachen des politischen Bewußtseins in den Nationen Oestreichs das Streben zum Ausbruche kam, sich jenen sprachverwandten Nachbarnationen anzuschließen, in denen ein innerer Drang nach einheitlicher Consolidirung rang. Von diesem Momente an stand das Interesse an einem Gesammtstaate Oestreich unter dem jeder einzelnen Nationalität; von diesem Momente an trennten sich die Völker Oestreichs von der Regierung und von einander. Mit dem Streben nach politischen Rechten, mit dem Auftauchen nationaler Forderungen, war der Abfall von der Dynastie, wenn auch noch unbewußt, inaugurirt. Denn je deutlicher, je klarer und je schärfer sich die Nationalitätsbestrebungen in Oestreich aussprachen, je mehr also die Dynastie um die einzelnen Länder besorgt sein mußte, desto mehr mußte sie darauf bedacht sein, alle Mittel anzuwenden, um das Reich, das zu zerfallen drohte, zusammen zu halten. Den Ausbruch der Völkerforderungen im Jahre 1848 überwand Oestreich nur mehr mit Hilfe Rußlands. Die darauf folgende Reaction, die Blut säete und Blut erntete, besorgte noch die Soldateska; aber das Jahr 1859 zeigte ihre Achillesferse und

verschaffte selbst den Regierungskreisen die Ueberzeugung, daß der Centralismus in Oestreich nicht mehr möglich sei durch den Absolutismus. Im ersten Momente der Panique, die nach Solferino so vielen in Oestreich den Staar gestochen, wollte man allen Nationalitäten gleich Alles gewähren, und Graf Goluchowski's October-Diplom schien über dem Wole seiner Slavenstämme sogar des Trones und der Dynastie zu vergessen. Da erinnerte man sich jedoch, daß noch nicht aller Tage Abend sein könne; denn Oestreich's Bestand sei ja ein Gebot der politischen Notwendigkeit, und ausgehend von dem Satze: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, begehrte man wieder Alles für den Kaiser, weil ja doch Alles sein eigen sei. Graf Goluchowski, der nur ein sehr kurzes Ministerium geträumt, wurde mit einer Danksagung nach Galizien gesandt, die ihm wol heute noch im hochgebornen Gedächtniß haften wird. An seine Stelle trat Ritter von Schmerling, an die Stelle eines slavenhätschelnden Föderalismus eine fictive Constitution, die mit dem löcherigen Mantel vielversprechender Phrasen die armseligste Tatenlosigkeit verdecken und Oestreichs Nationen beglücken und befriedigen sollte. Ohne Richtung, ohne bestimmtes Ziel fristete dieses gedankenarme und lässige Ministerium ein Leben, das die nächsten Veranlassungen zu Oestreichs äußeren und inneren Unglücksfällen gebar. Nach Außen hin brachte das Ministerium Rechberg-Schmerling durch die kurzsichtigste Politik Oestreich glücklich auf jene schiefe Bahn, auf der es rapide von Gastein nach Königgrätz rollen mußte, und im Innern schuf es durch die Unehrlichkeit seines Wollens einen Zustand der Erschlaffung, der Angesichts der drängenden Notwendigkeit in den bessern Gemütern der Politiker diesseits der Leitha eine Opposition um jeden Preis erzeugte, die Nationen jenseits aber zu jenem passiven Kampfe aufrief, der endlich das nächste Ziel, den Sturz dieses Ministeriums herbei führte. Von den großen Hoffnungen, die man auf Schmerling gesetzt, hat sich keine erfüllt. Sein politischer Character, die Kleinlichkeit der Mittel, mit denen er in so schwerer Zeit zu wirken suchte, die Ideen- und Haltlosigkeit eines fatalistischen Zuwartens, haben die Reihen seiner zalreichen Freunde eben so stark ge-

lichtet, als sein Privat-Character, dessen hervorstechendste Eigenschaft in einer starken Dosis von Egoismus und in einer noch stärkeren von Trägheit besteht. Wie man seinen Eintritt in's Cabinet, so bejubelte man dessen Rücktritt, in der Hoffnung, daß eine ernste Durchführung des Constitutionalismus, der bisher nur leerer Schein geblieben, den Ausgleich mit Ungarn schneller fördern werde, als jedes Experimentiren.

Allein nach Schmerling kam Belcredi!

Der Zustand im Innern des Reiches war unterdessen ein trostloser geworden, die Kluft, welche die Nationen von der Regierung und von einander trennte, war größer denn je. Zwei Cardinal-Fragen standen an der Tagesordnung der inneröstreichischen Discussion: Die Durchführung der Grundrechte des Constitutionalismus und getrennt von dieser das immer weiter schreitende Verlangen nach nationaler Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Daß der Constitutionalismus Schmerlings, dieses sichgehenlassende Spiel mit bloßem Phrasenwerk, wie natürlich keinen Erforg errungen, das ward für das Ministerium Belcredi die Directive, den Constitutionalismus ganz über den Haufen zu werfen, die Verfassung zu sistiren und auf der „freien Bahn" der brutalsten Vergewaltigung in einer Reihe von Experimenten die Lösung des gordischen Knotens der östreichischen Nationalitätenfrage zu versuchen. Den Weg des centralistischen Absolutismus hatten die Waffenerfolge der Jahre 1859 und 1866 so total verrammelt, daß selbst Belcredi zu diesem Mittel nicht mehr greifen mochte. Der czechische Junker mit dem italienischen Namen schien im Beginne seiner Ministertätigkeit von föderalistischen Principien angekränkelt zu sein. Die Czechomanen wenigstens jauchzten seinem ersten Auftreten in der politischen Arena mit einem Jubel zu, der nicht größer hätte werden können, als wenn die Wiederherstellung des großen Wenzelreiches in seinem alten Umfange und seinen utopischen Grenzen bereits zur Tat geworden wäre. Alle die vielsprachigen Stämme der Nationen und Natiönchen Oestreichs sahen sich schon als hellglänzende Firsterne am nationalen Himmel prangen, als die Taten Belcredi's plötzlich eine Richtung namen, die

seine früheren Tendenzen nicht zuzulassen schienen. Der Herr Graf hatte mit dem Föderalismus vollständig gebrochen. Die Czechen hielten nun mit ihrem Anräuchern plötzlich inne und zogen sich, nachdem sie unter Belcredi's Auspicien einen so kühnen Anlauf genommen, ganz Böhmen, Mähren und Schlesien, ja die ganze Monarchie czechisch zu machen, zurück und warteten die Dinge ab, die nun kommen sollten. Unterdessen schritt der edle Graf auf der „freien Bahn" der Rechtsverletzung und Vergewaltigung ruhig und in der ersten Zeit auch so unbeirrt fort, als hätte Oestreich kein Königgrätz erlebt. Die Aera Belcredi's war nichts anderes, als ein vandalistisches Zerstören aller Rechtsgrundlagen, ein bloßes planloses Niederreißen ohne positiven Gedanken. Was den Völkern verbrieft, verbürgt und durch Eide geheiligt worden war, das sank unter der Belcredi'schen Wirtschaft. Und so riß dieses Ministerium mit dem Glauben an Recht und Gesetz in Oestreich auch alle die Fäden entzwei, die das Volk noch an Regierung und Dynastie banden. Und dieß sollten die Mittel werden, die Nationen untereinander und mit der Regierung auszusöhnen und vor Europa darzulegen, daß sich alle die Nationen Oestreichs in dem einen Endzweck geeinigt, fürder ein „Oestreich der Oestreicher" bilden zu wollen, für dessen Bestand alle Völker mit gleicher Kraft einzutreten entschlossen seien. Wenn nie, so ward es unter dem Regime Belcredi's klar — denn es wurde diesseits wie jenseits der Leitha offen und freimüthig ausgesprochen — daß die Geduld der Völker eine Grenze habe. Tisza erklärte unter donnernden Eljens der ungarischen Landtags-Abgeordneten, daß wenn die Mißstände noch greller würden, die innere Opposition mit den äußern Feinden Hand in Hand gehen werde; und Kaisersfeld sprach von dem Zeitpunkte, in dem den Deutschen in Oestreich nichts anderes übrig bleiben würde, als die hemmenden Bleisohlen von den Füßen zu schleudern.

So hatten an den Staatsmännern Oestreichs weder die blutigen Mahnrufe der Zeit, noch die schwersten selbstverschuldeten Schicksalsschläge etwas zu ändern vermocht. In nimmermüdem

Laufe strömte außerhalb Oestreichs eine neue Zeitrichtung vorwärts, aber im Innern dieses europäischen China blieb Alles im alten Wirbelkreise, als hinge nicht gerade dieses Reich mit seinen Volkselementen durch unzälige Fäden in der innigsten Verbindung mit den Aenderungen und politischen Wandlungen in den Nachbarstaaten, als müßte das Nationalitäts-Princip gerade diesem Reiche gegenüber, von dem es so constant verkannt und gehemmt wurde, ein schonungsvolles Erbarmen kennen.

Doch die Geschichte geht ihren organischen Lauf, unbekümmert, ob der Lenker des östreichischen Cabinets ein Junker aus Böhmen, oder ein in Sachsen unmöglich gewordener Minister, ob die Staatskunst eine ractionär-jesuitische, oder eine perfid-byzantinische sei. Die Haltlosigkeit des vagen, inhaltlosen Experimentirens, dem sich Graf Belcredi mit mehr Energie als Talent hingab, wich den dualistischen Machinationen der gewandten und schleichenden Politik Beust's, der nach ruhigem Beobachten das Terrain in der Hofburg ebenso kniffig studirte als die übergreifenden Forderungen der ungarischen Parteimänner. Die freie Sistirungsära Belcredi's machte dem Dualismus Beust's Raum, ohne jedoch das System des Octroyirens aufzugeben. Denn was ist das Elaborat der 67er Commission, dieser Entwurf der dem Reiche gemeinsamen Angelegenheiten, das dem diesseitigen Reichsrate lediglich als fait accompli zur bloßen Kenntnißname und „freien Annahme“ vorgelegt werden soll, anderes als eine vollendete Octroyirung, die der deutsche Reichsrat nach dem allergnädigsten Winke mit einem allergehorsamsten „Ja!“ zu beantworten hat.

Doch täuschen wir uns nicht! Der Ausgleich mit Ungarn um diesen Preis, ist die Zweiteilung des Reiches, der Staatsbankerott Oestreichs, — die Revolution, aus deren Asche aber kein verjüngter Phönix „Neu-Oestreich“, sondern eine neue Staatenreorganisation Europa's hervor gehen wird. Denn in demselben Momente, in dem man jenseits der Leitha den Magyaren die Hegemonie über alle Nationalitäten der Osthälfte des Reiches überträgt, wird sich dasselbe Schauspiel wiederholen, das uns das Jahr 1848 in wilden Schauern geboten. Gegen die Magyaren stehen die

Serben, die Croaten, die Rumänen und die nordungarischen Slovaken auf; es erheben sich gegen die 5 Millionen Magyaren in solidarischer Opposition die mit dem schnödesten Undanke von Seite der Regierung belohnten Deutschen Siebenbürgens; zu gleicher Zeit stehen die fünf ruthenischen Comitate Ungarns gegen den Druck der Magyaren auf, und verbinden sich mit ihren Sprachgenossen in Galizien. Dieser Moment sieht auch die Czechen und die Polen gleiche Forderungen erheben und glaubt man Diesen verweigern zu müssen, was man im blinden Verkennen der inneren Lage einseitig den Magyaren gewährt, so mehren sie die Reihen der Feinde Ungarns, für welches die Regierung mit der Dynastie eintritt. In dichter Kette umschließt dann die Opposition die Magyaren von der Militärgrenze angefangen im großen Halbkreise, Galizien im Rücken, bis hinauf nach Böhmen, während im Innern Ungarns selbst die süd- und nordslavischen Stämme ihre Keile hineintreiben in die zersprengten Reihen der Magyaren. Das blutige Schauspiel des Jahres 1848, das grause Völkergemetzel ist dann fertig!

Dies ist das wenig entzückende Bildniß, wie es der Dualismus schaffen wird in der Osthälfte des Reiches! Nur Derjenige dem die Geschichtserfarung nichts gilt, kann sagen, daß wir Grau in Grau malen. Der Dualismus in Oestreich hat eine Vergangenheit, deren Blutschauer noch nicht verweht sind.

Werfen wir nun einen Blick auf die westlichen Ländergruppen. Das deutsche Parteigetriebe, die ewige Uneinigkeit und das doctrinär-transcendentale Politisiren hat so viele Fractionen geschaffen, die nur in dem einen Bewußtsein einig sind, daß sie zuerst Deutsche und ganz zuletzt auch Oestreicher sind. Ihre äußere Politik ist eine gegebene; ihre innere eine zersplitterte. Die Autonomisten streben den Ausgleich mit Ungarn an, vielleicht um jeden Preis; doch ist ihre Partei eine nicht mit Macht in die Wagschale fallende. Die Centralisten wieder streben eine Reichseinheit an, die bei der Lage der gegenwärtigen Verhältnisse eine politische Unmöglichkeit ist; die deutschen Föderalisten bilden eine kleine Clique, der jede historische Argumentation, jede politische Bildung abgeht. *Doch dem Dualismus* gegenüber einigen sich Centralisten wie Fö-

deralisten, um die Bestrebungen der Autonomisten in Brüche zu legen. Der diesseitige Reichsrat, von dem sich die Czechen, die Polen, wie die Slovenen nicht ferne halten werden, dürfte demnach in seiner Haltung zeigen, daß der Jubel in Ungarn zu früh erschallt ist.

Angesichts aller dieser zalreichen, dem Dualismus schroff entgegentretenden Machtfactoren, wird der Dualismus, wenn das Ministerium Beust dessen Durchführung trotz alledem und alledem mit Gewalt durchsetzen wollte, zu einem Völkergemetzel führen, dessen Resultat ein allseitiges Auseinanderfallen sein wird.

So sind der Absolutismus, der Centralismus, der Föderalismus wie der Dualismus Staatsformen, die sich in Oestreich, nachdem sie alle nacheinander versucht wurden, ohne eine Consolidirung der polyglotten Elemente zu Stande zu bringen, als vollkommen unzureichend erwiesen haben. Die relativ einzig möglichen Wege sind unmöglich und die politische Weisheit selbst vermöchte in Oestreich keine innern Lebensquellen mehr zu finden, die dem Reiche, aus innerer Notwendigkeit Bestand und Zukunft sichern könnten. Wo aber jegliche Grundbedingung eines modernen staatlichen Gemeinwesens fehlt, dort vermag auch das größte Talent nichts Rettendes zu vollbringen. Wir übergehen die langjährigen Kämpfe der Westhälfte um verfassungsmäßige Zustände. Sie kommen Angesichts der politischen Maximen, nach denen Oestreich einig werden soll, wenig in Betracht.

Wäre das oberste Interesse aller der Völker Oestreichs der Bestand des Reiches, so könnten wir sagen: dieser Staat wird bestehen aus der Machtvollkommenheit seiner Nationen.

Mit diesem mangelnden Interesse aber fällt zugleich die erste und die notwendigste Lebensbedingung, die innere Lebenskraft. So steht also die Zukunft Oestreichs im Innern dieses Staates selbst mit Mene-Tekel-Lettern geschrieben!

VII.

Der Zerfall Oestreichs als europäische Notwendigkeit.

Würden uns auch nicht die Ereignisse des Jahres 1859, so würden es die des Jahres 1866 unwiderleglich dargethan haben, daß es in Europa keine Großmacht mehr gibt, die für den Bestand Oestreichs, und wäre es nur mit diplomatischen Phrasen, einzustehen ein Interesse hätte. Mit dem ersten Stoße, den die Verträge des Jahres 1815 erlitten, wankte das Fundament, auf dem die alte Staatenordnung des europäischen Gleichgewichtes errichtet war. Auf der Grundlage des Nationalitäten-Principes begann sich mit der Entwicklung der politischen Freiheit des Individuums eine lebensfähigere Staatenordnung aufzubauen, und je mehr dieses neue Princip den alten politischen Maximen Raum abgewann, je mehr die Consolidirung der modernen Staatswesen auf nationaler Basis fortschritt; desto fester wurde die Ueberzeugung, daß die Verträge von 1815 fallen müssen, soll sich endlich aus den unhaltbar gewordenen politischen Verhältnissen der Gegenwart, die ein kräftiges, wirtschaftliches Aufleben der Völker unmöglich machen, ein Staatswesen herausbilden, das, den Interessen der großen Nationen entsprechend, nach langem Kriege endlich eine Zukunft des Friedens und des Segens vor sich hat.

Mit dem Durchgreifen dieser neuen Principien war der Satz von dem „Bestande Oestreichs als einer europäischen Notwendigkeit" zur inhaltlosen Phrase herabgesunken, die nur noch bei den wunder-

süchtigen Diplomaten Oestreichs Glauben fand, weil der Wunderglaube das Denken erspart.

Dieser Zustand der Dinge wird jedoch für Oestreich noch verzweifelter, bedenkt man, daß das Interesse der Mächte und der Nationen Europa's in der Frage über den Bestand von Oestreich kein rein passives ist, dem es gleich bleibt, ob Oestreich besteht oder nicht. Der Hauptträger der Ideen, die in den Verträgen von 1815 niedergelegt sind, war Oestreich. Nun mit den Habsburgern fielen auch diese Staatsmaximen! So kam es, daß sich die Völker und die Mächte Europa's gegen Oestreich stellten, das sich als das Haupthinderniß der modernen Staatenentwicklung Europa's in die Bahn warf, und daß sie sich mittelbar oder unmittelbar mit jenen Staaten alliirten, die von den Habsburgern zunächst bedroht waren.

Das Jahr 1866 aber hat den Wall, an dem sich die freiheitlichen und fortschrittlichen Bewegungen Mittel-Europa's so oft brachen, aus dem Wege geräumt. Neben der italienischen Frage, die in diesem Jahre einen weiteren Schritt zu ihrer Lösung that, kam auch die deutsche Frage in Fluß. Wir sind weit davon entfernt, in den vorläufigen Abschlüssen, die diese beiden Fragen gefunden, eine endgiltige Lösung derselben zu sehen.

Wenn die Staatsmänner Oestreichs glauben, daß sie sich mit der Abtretung Venedigß die italienische, und mit dem Ausscheiden Oestreichs aus Deutschland die deutsche Angelegenheit für immer vom Halse geschafft haben, so täuschen sie sich; denn sie verkennen die zwingende Gewalt der Attraction, mit welcher der sich consolidirende italienische und deutsche Nationalstaat auf die verwandten Elemente im Staate Oestreich wirken muß, und das um so mehr, als diese Nationalitäten nunmehr weder ein materielles noch ein politisches Interesse an dem Verbande mit Oestreich haben.

Der deutsche Einheitsstaat wird erst dann gegründet sein, wenn in ihm auch die deutschen Provinzen Oestreichs die gebührende Stelle gefunden haben. Wie die Consilidirung des italienischen Einheitsstaates den Abfall Venedigs erheischte, so bedingt die des deutschen Einheitsstaates naturgemäß den Abfall der deutschen Provinzen Oestreichs. Venetien sind die Habsburger losgeworden;

dafür haben sie sich ein deutsches Venetien gebildet, dessen Lostrennung vom Reiche nur eine Frage der nächsten Zeit ist.

In diesem Momente aber tritt an Oestreich schon eine neue europäische Frage von ungleich folgenschwerer Bedeutung heran: die orientalische.

Niemand wird läugnen, daß Oestreich, wie vielleicht kein zweiter Staat, berufen war, in der Gestaltung der politischen Dinge auf der Balkanhalbinsel leitend einzugreifen, und sich im Osten eine Weltaufgabe für die Zukunft zu erringen. Oestreich hat aber auch diese seine Mission so gründlich verkannt und mit Füßen getreten, wie alle übrigen. Die Habsburger als Culturträger des Ostens sind selbst den Ideal-Politikern zu unzulänglichen Figuren geworden. Mit diesem Factor rechnen die Mächte Europa's, in deren Händen die Lösung dieser Frage ruht, nicht!

Die Interessen der europäischen Großstaaten bezeichnen scharf und klar den Weg, auf dem diese Frage gelöst werden muß, ohne einen allgemeinen europäischen Krieg hervorzurufen, der unstreitig auflodern würde, wenn Rußlands Hegemonie nicht eben so gut ausgeschlossen bliebe, als die Oestreichs. Denn das Uebergreifen russischen Machteinflusses würde die Interessen Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands auf das Empfindlichste bedrohen, zumal Rußland dadurch eine Position im mittelländischen Meere gewänne, welche die maritimen Interessen der genannten Mächte gänzlich untergrübe, abgesehen davon, daß seine Stellung im Süden Europa's eine politische Präponderanz begründen würde, die sich die Großmächte nicht geduldig aufladen lassen. Rußland hat in dieser Beziehung bittere Erfarungen im Krimkriege gemacht; es wird keinen neuen Krieg hervorrufen, wenn es voraussieht, daß in einem solchen Falle sämmtliche Staaten Europa's seine Gegner werden müßten. Also weder Rußland noch Oestreich!

Das einzige Mittel, das die Lösung jenes Teiles der orientalischen Frage, die sich im Norden der Balkanhalbinsel abspinnen wird, herbei führen kann, ist die G r ü n d u n g e i n e s g r o ß e n D o n a u r e i c h e s, das die zalreichen Stämme der Südslaven in einer freien Völkercoalition auf föderativer Basis zu einem einigen

Staatswesen vereint. Und die Lösung dieser Frage berührt Oestreich erstens in den südslavischen Völkern seines Reiches und zweitens in den Ungarn selbst, denen nach dem Programme der ungarischen Emigration eine hervorragende, der territorialen Lage ihres Landes, wie ihren Rechten angemessene Stellung in dem Donaureiche eingeräumt werden soll. Den practisch gebildeten Ungarn wird im entscheidenden Momente die Wal zwischen Oestreich und dem neuen Staatswesen um so weniger schwierig werden, je mehr sie von den Habsburgern getäuscht wurden und je weniger sie ihre materiellen Interessen, wie ihre politischen Rechte in einem Verbande mit Oestreich für die Zukunft gewart und gefördert sehen. Wer die Stimmung der Ungarn kennt, und wer so wie wir Gelegenheit fand, die gemeinsamen Hoffnungen der verschiedenen Parteien Ungarns kennen zu lernen, die im großen Gauzen doch nur das Eine Ziel: die vollständige Unabhängigkeit und Selbständigkeit Ungarns, in letzter Consequenz also den Abfall von Oestreich verfolgen; der weiß, welch' tiefe Wurzeln und welche Hoffnungen der Gedanke an das Donaureich bei den Parteiführern wie in den Massen der ungarischen Bevölkerung geschlagen. Nichts kann diese Auffassung klarer und besser begründen, als nachfolgende Stelle aus K o l o m a n T i s z a's Rede, die er am 15. Jänner d. J. zur Unterstützung der Deak'schen Adresse betreffs der octroyirten Heeresreorganisation im ungarischen Landtage gehalten. Der Passus lautet wörtlich:

„Sollte unser Schritt aber auch diesmal ein vergeblicher sein, „sollte das ungesetzliche Heeresergänzungs-Patent trotz unserer Adresse „zum Vollzuge gelangen: dann ist der Moment angelangt, wo das „Haus entschieden auftreten muß, wo es erklären muß, daß die Ver„handlungen nunmehr ein Ende haben, daß man mit der Regierung, „die ganz offen den Parlamentarismus brechen will, nicht länger „parlamentiren kann. Jede weitere Tätigkeit ist eine unmögliche, „und es bleibt uns dann nichts anderes übrig, als die Verant„wortlichkeit auf Diejenigen zu schieben, die der Krone den Absolu„tismus statt des Gesetzes anraten, und die es auf diese Weise „durchsetzen, d a ß b e i n a h e n d e r G e f a h r d i e i n n e r e U n-

„zufriedenheit sich mit dem äußern Feinde verbin-„det." Diesen Worten Tisza's folgte großer, nachhaltiger Beifall und bei der Abstimmung erhob sich selbst die äußerste Linke für die Deak'sche Adresse. So stehen die Ungarn dieser Frage gegenüber!

In noch innigerem Zusammenhange stehen die Südslaven Oestreichs, die Serben und Croaten mit der Bildung des Donaureiches. Denn an dem Tage, mit welchem ihre Länder als integrirende Bestandteile in das Donaureich eintreten, feiern sie auch die sehnsüchtig herbeigewünschte Verbindung mit ihren Stammesgenossen, von denen sie bisher politisch ganz und gar getrennt waren. Die Regierungen Serbiens und Montenegro's wirken nun in diesem Sinne und bei den Südslaven Oestreichs ist der reich ausgestreute Same längst üppig aufgegangen.

So harren denn die Ungarn wie die Südslaven nur des ersten Zeichens, das ihnen den Beginn der Lösung der orientalischen Frage verkündet. Ihre Position ist eine gegebene.

In dem Momente aber, in dem sich im Süden Oestreichs die Consolidirung des Donaureiches vollzieht, nimmt Rußland unter dem Vorwande, dem Schmerzensschrei der Ruthenen nicht länger widerstehen zu können, Besitz von Galizien, das nach dem Abfalle der südslavischen Provinzen und Ungarns gleichsam in der Luft hängt. Daß Rußland seine vorbereitenden Schritte in diesem Sinne bereits getroffen hat, bedarf Angesichts der jüngsten Erscheinungen keiner weiteren Bestätigung!

Und wie steht Oestreich in Galizien den russischen Bestrebungen gegenüber? Das ganze Land ist gegen Rußland offen und unbeschützt, man hat hier so gut wie gar keine Defensivmittel geschaffen, als ob die Regierung schon im vorhinein der Ueberzeugung gewesen wäre, daß sie auch dieses Land Preis geben müsse, um die politische Epidemie des Abfalls der Provinzen nicht in's Stocken geraten zu lassen. Wie ein herabgekommener schlechter Wirt lebt sie von heute auf morgen, unbesorgt um die Geschicke der Zukunft. In dem Egoismus der Gegenwart gipfelt die Regierung ihre Aufgabe. Man scheint keinen Blick zu haben für die Bewegungen,

die Rußland hinter seinen hermetisch geschlossenen Grenzen vorbereitet, als ob die russischen Staatsmänner lediglich aus Erbarmen und Mitleid für die Kurzsichtigkeit der östreichischen Diplomatie unterlassen würden, die günstige Situation auszubeuten. Rußland wird mit einem kühnen Handstreiche in dem Besitze des offenen und schutzlosen Galiziens sein. Es wird mit drei Armee-Corps einfallen, das eine gegen Krakau dirigiren, mit dem zweiten auf der Linie Lancut vorrücken, und mit dem dritten auf Lemberg losgehen, indem es zu gleicher Zeit aus Podolien und der Ukraine seine Reserven über Brody und Tarnopol nachrücken läßt. Diesem gewaltsamen Andrange gegenüber vermag die östreichische Armee, wenn sie bei der Lösung der orientalischen Wirren auch im Süden beschäftigt ist, nichts anderes zu thun, als sich schleunigst auf den nächst gelegenen Linien durch das Thal der Waag und Arva, andererseits nach Munkacz zurückzuziehen, will sie sich nicht dem sicheren Lose der Vernichtung oder Gefangenname aussetzen. Die Karpathen-Päße Stey und Dukla nach Ungarn sind dann offen, und der russischen Regierung dürfte es gewiß nicht zum zweiten Male beifallen, wie anno domini **1848** gemeinsam mit Oestreich gegen die Ungarn zu operiren. Der Erwerb Galiziens wird für Rußland gerade keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Rußland erhält damit seine natürliche Grenze gegen Westen und jene Arrondirung, die ihm die Großmächte Europa's zugestehen müssen, nachdem sie es einerseits aufgegeben, für die Erhaltung der polnischen Nationalität zur Zeit der letzten Insurrection, wie nun gegenüber den Russificirungsmitteln in der politischen Verwaltung activ einzustehen, und nachdem andererseits Galizien gleichsam den Entschädigungspreis für Rußland bildet, den man ihm für das Aufgeben seiner Mission auf der Balkanhalbinsel, für die es nebst anderen auch beträchtliche Geldopfer gebracht, politischer Weise nicht vorenthalten kann.

Die Voraussicht, daß in der Zeit, da die Entwirrung der orientalischen Frage Oestreich in der angegebenen Richtung berühren wird, auch die italienische und die deutsche Frage von Neuem an Oestreich herantreten, entspringt der ersten Regel der Inter-

essen-Politik. Die italienische Frage findet ihre territoriale Begrenzung und die deutsche Frage tritt durch den Abfall der deutschen Provinzen Oestreichs in eine neue Phase. Wie sich auch vorläufig die inneren Verhältnisse in Deutschland gestalten mögen, es unterliegt keinem Zweifel, daß Preußen seiner Mission, die Hegemonie über Deutschland zu führen, nachkommen muß.

Daß wir zu den deutschen Provinzen Oestreichs auch Böhmen und Mähren rechnen, das werden uns nur jene Phantasten verübeln, die über dem verblaßten, althistorischen Flittergolde die Anforderungen der Gegenwart vergessen; die dessen uneingedenk sind, daß die beiden Provinzen zu deutschen Culturländern geworden sind, die sich deutscher Geist, deutscher Fleiß und Industrie in Jahrhunderte langer Arbeit erobert; das werden nur jene Kurzsichtigen verübeln, die keinen Blick haben für die Zukunft unseres deutschen Reiches, das diese Ausgangsländer gegen die Nachbarstaaten haben muß, will es bei seinem Ausbaue nicht gleich mit den wichtigsten strategischen Positionen Länder aufgeben, die sich unter einer andern Regierung und Verwaltung als der Habsburgischen zu den reichsten und blühendsten der Erde aufschwingen können. Daß die preußische gesunde Staatsverwaltung in diesen Provinzen viele Sympathien zält, das ist ein offenes Geheimniß, das selbst der Regierung in Wien nicht verschlossen ist.

Soll der germanische Einheitsstaat eine Zukunft haben, soll er keine Schöpfung werden, die heute in's Leben tritt und morgen wieder in sich selbst zusammen bricht: so bedarf er einer Flotte, die ihm eine maritime Stellung unter den Großstaaten des Erdballs sichert. Die Seele des Germanismus ist eine starke Flotte; aber nicht eine solche, deren Gebiet einzig und allein die Nord- und Ostsee ist, sondern eine Flotte, die ihre Herrschaft im Mittelmeere, der großen Handelsstraße zwischen den Erdteilen der östlichen Hemisphäre, begründet. Und deshalb darf der deutsche Einheitsstaat seine maritimen Positionen an der Adria nie und nimmer aufgeben. Triest und das vielbuchtige, hafenreiche Istrien müssen im Besitze Deutschlands bleiben. Sie bilden das Fundament seiner maritimen Macht, und die Lebensader seiner Zukunft. Wir glau-

ben nicht, daß es deutsche Politiker geben wird, die deshalb, weil hier die deutschen Interessen mit den Interessen Italiens collidiren, als notwendige Consequenz des Nationalitäts=Principes das Aufgeben der Stellung Deutschlands am Mittelmeere anraten. Die Principien, nach denen sich die Geschichte und das Leben der Staaten entwickelt, sind keine starren, mathematischen Gesetze, aus denen sich die Folgerungen strict bis zum letzten Ergebniß ziehen lassen. Hier kommen eben noch andere Interessen als Factoren mit in's Spiel, denen man Geltung einräumen muß, will man nicht höhere Aufgaben Preis geben. Italien's maritime Stellung ist auch ohne den Besitz Istriens begründet, seine Consolidirung vollzogen, die Deutschlands aber ist dies nicht. Und wäre sie es auch, so bliebe es immerhin eine erbärmliche Schwäche, aus lediglichem Doctrinarismus Positionen aufgeben zu wollen, die für die Entwickelung und die Machtstellung unseres Zukunftsstaates von der unläugbar wichtigsten Tragweite sind.

So entwirrt sich bei tieferem Einblicke in die Verhältnisse Europa's der Entwicklungsgang der neuen europäischen Staatenordnung in einfacher naturgemäßer Gestaltung.

Aus dem östreichischen Völker=Chaos bilden sich drei große Gruppen. Das Donaureich nimmt die eine auf, die zweite Italien und die dritte Deutschland. Und hiemit sind die brennenden Fragen Europa's: die orientalische Frage in ihrem wichtigsten Theile, die italienische und die germanische gelöst.

Ohne die Besitzname der stamm= und interessenverwandten Provinzgruppen in Oestreich aber fehlt den drei Neustaaten der Schlußstein; und der bewaffnete Friede, der die Völker Europa's auszehrt, bleibt so lange permanet, als die Reorganisation der europäischen Staaten=Ordnung auf nationaler Basis nicht vollendet ist.

Ihr Ausbau aber ist unmöglich, so lange Oestreich besteht.

Soll demnach dem Zustande des bewaffneten Friedens in Europa ein Ende gemacht werden, soll für die erschöpften Völker endlich die ersehnte Aera eines allgemeinen Friedens eintreten, der nach menschlicher Berechnung von längerer Dauer ist, so darf das

Interesse der Großmächte Europa's an dem Bestande Oestreichs nicht blos ein rein passives sein, es muß activ werden gegen den Bestand Oestreichs.

Es ist diese politische Anschauung nur eine Folge der Interessen-Politik der Völker wie der Mächte Europa's.

Der Grundsatz: „Der Bestand Oestreichs ist eine europäische Notwendigkeit", der das Product der Verträge von 1815 war, ist mit ihnen gefallen.

Die Grundprincipien der neuen Staatenordnung haben einen neuen politischen Satz heran gebildet, der von nun an Geltung erlangen muß, wenn Europa an seiner Zukunft nicht verzweifeln soll. Und dieser Grundsatz heißt:

„Der Zerfall Oestreichs ist eine europäische Notwendigkeit!"

Interesse der Großmächte Europa's an dem Bestande Oestreichs nicht blos ein rein passives sein, es muß activ werden gegen den Bestand Oestreichs.

Es ist diese politische Anschauung nur eine Folge der Interessen-Politik der Völker wie der Mächte Europa's.

Der Grundsatz: „Der Bestand Oestreichs ist eine europäische Notwendigkeit", der das Product der Verträge von 1815 war, ist mit ihnen gefallen.

Die Grundprincipien der neuen Staatenordnung haben einen neuen politischen Satz heran gebildet, der von nun an Geltung erlangen muß, wenn Europa an seiner Zukunft nicht verzweifeln soll. Und dieser Grundsatz heißt:

„Der Zerfall Oestreichs ist eine europäische Notwendigkeit!"

Vorwort.

Das sonderbare Buch: „Deutschland nach dem Kriege von 1866", dürfte schwerlich geeignet sein, die preußenfeindlichen Katholiken, deren Wortführer der Bischof von Mainz ist, auf andere Gedanken und ihre undeutsche Politik auf andere Wege zu bringen. Man hat sich in den Kreisen, für welche das Buch hauptsächlich bestimmt ist, längst daran gewöhnt, dem bischöflichen Schriftsteller wegen seiner hervorragenden Stellung in der Kirche auch in politischen Dingen aufs Wort zu glauben, und an diesem Glauben pflegt es in Sachen contra Preußen am wenigsten zu fehlen. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift, die in denselben katholischen Kreisen auch etwas zur „Aufklärung und Verständigung" beitragen möchte, hat keinerlei Autorität für sich in Anspruch zu nehmen, und er beansprucht zu seinen Gunsten auch überhaupt nichts, als einen mäßigen Grad von Unbefangenheit, der es den geneigten Lesern des Herrn von Ketteler möglich macht, nachträglich auch noch einigen *ungeneigten* Thatsachen aus der deutschen Staats- und

Kirchengeschichte, die in ihrem Buche zufällig mit Stillschweigen übergangen sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Herr Bischof selbst aber wird aus diesen unbequemen Thatsachen, die nun einmal nicht wegzuleugnen sind, hoffentlich noch rechtzeitig die Ueberzeugung gewinnen, daß es nach dem Kriege von 1866 keineswegs mehr im Interesse seiner Kirche liegen könne, Licht und Schatten nach Belieben zu vertheilen, um Preußen im Vergleich mit Oesterreich öffentlich vor den Augen der Katholiken herabzuwürdigen.

Posen, im Mai 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.



I.

Ultramontanismus und Borussianismus.

Unter allen Parteien, welche mit der gegenwärtigen Stellung Preußens in Deutschland nicht recht zufrieden sind, sieht sich die klericale in ihren Erwartungen am meisten getäuscht, weil sie unter allen am wenigsten auf die tragische Wendung vorbereitet war. Schon seit vier Jahrhunderten durch ein widriges Geschick dem nationalen Entwickelungsgange der deutschen Geschichte entfremdet, haben diese mittelalterlichen Katholiken sich auch in unseren Tagen noch nicht entschließen können, ihrer angeerbten Vorliebe für die glorreichen Traditionen des alten Kaiserstaates, die unter den heutigen Verhältnissen weder Fleisch noch Bein mehr haben, zu entsagen und sich rückhaltslos, wie es Noth thut, dem modernen Preußen zuzuwenden. Statt dessen ergehen sie sich in bittern Klagen über die endlich vollzogene Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland, die ihnen ein Gräuel ist, weil sie nicht einsehen mögen, was sie doch eingestehen müssen, daß die translatio imperii von Oesterreich auf Preußen schon seit den Tagen des großen Kurfürsten im Anzuge war. Und woher sollten sie diese Einsicht haben, in einer Zeit, wo selbst die kaiserlichen Historiographen, die es doch wissen mußten, noch auf den genialen Einfall gerathen konnten, der Möglichkeit einer Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches unter Habsburg ernstlich das Wort zu reden? Das hat sich inzwischen freilich *ganz anders* gefügt: und nun stehen sie verblüfft vor der Wor-

genröthe der preußischen Zukunft, die ihnen das Concept verdorben, und wissen sich in dem neuen Deutschland nicht mehr zu orientiren. Aus dieser perplexen Gemüthsstimmung ist daher post festum noch die bitterböse Klageschrift des Herrn von Ketteler über die jetzige Weltlage an's Licht getreten. Sie hat dem „sogenannten Berufe Preußens" ein besonderes Kapitel gewidmet, ein Kapitel von unerhörtem Inhalte, mit dem wir uns hier etwas ausführlicher zu befassen gedenken.

Hätte der Herr Bischof nach der letzten Katastrophe es für angemessen erachtet, seine Diöcesanen durch ein oberhirtliches Sendschreiben, wie es unbestreitbar seines Amtes ist, über die künftige Gestaltung der deutschen Kirche zu beruhigen, so wäre Niemand berechtigt, ein Wort mit drein zu reden, um die Mainzer Katholiken eines bessern zu belehren. Herr v. Ketteler hat es anders beschlossen. Er ist mit einem Buche voll religiöser und politischer Grundsätze aus längst vergangenen Zeiten aufgetreten, und das Buch kündigt sich an mit der ausdrücklichen Bestimmung, Katholiken und Protestanten, so weit die deutsche Zunge klingt, über die stürmischen Ereignisse, die wir hinter uns haben, zur Besinnung zu bringen, und ihnen die Wege, die sie noch retten können, zu zeigen. „Zu dieser Aufklärung und Verständigung und zur Warnung vor Gefahren soll diese Schrift einen Beitrag liefern." (S. IV.) Das ändert die Sache wesentlich. Der Bischof hat sich mit wohlbedachter Absichtlichkeit auf ein Gebiet begeben, wo kein Ansehen der Person mehr gilt; er ist wie jeder andere Autor, der ein Buch in die Welt schickt, eben so unbestreitbar dem Urtheile der Kritik verfallen. Und es ist erfreulich, zu hören, wie der bischöfliche Verfasser auch schon selbst seine Leser darauf aufmerksam macht, daß sie an ihm, so zu sagen, zwei Naturen in Einer Person zu unterscheiden hätten. „Ich habe in dieser Schrift", so lautet der Schluß der Vorrede, „theils politische Ansichten, theils Grundsätze des

Christenthums, welche die ewigen Grundlagen der Weltordnung sind, besprochen. Es versteht sich von selbst, daß ich für erstere keine höhere Geltung beanspruche, als die Gründe verdienen, die ich dafür angeführt habe."

Leider aber ist die Freude nicht vollkommen, weil es nicht hat gelingen wollen, die beiden Naturen mit ihren heterogenen Ansprüchen gehörig auseinander zu halten. Denn das ist das schlüpfrige Beweisverfahren in dem vorliegenden Buche, daß der Schriftsteller, so oft ihm die Gedanken ausgehen und er nun mit seinen schwachen Gründen für seine starken Behauptungen in Verlegenheit ist, kurzweg an die Entscheidung des Bischofs appellirt, der dann auch nicht säumt, dem bedrängten Autor mit seiner höheren Autorität unter die Arme zu greifen. So aber versteht es sich auch von selbst, daß die „politischen Ansichten" des Einen durchgängig nach den kirchlichen Absichten des Anderen ausfallen und als solche bei den kritischen Reflexionen über die deutsche Frage regelmäßig den Ausschlag geben. Und gegen ein derartiges Ineinanderfließen weit entlegener Vorstellungskreise wäre in einem Predigt- oder Erbauungsbuche, welches keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, auch gar nichts einzuwenden, wenn es nur mit den unantastbaren „Grundsätzen des Christenthums, welche die ewigen Grundlagen der Weltordnung" sein sollen, ein- für allemal seine Richtigkeit hätte. Aber mit der gerühmten Ewigkeit ist es in dem vorliegenden Falle nicht weit her. Das Ideal der religiösen und politischen Weltordnung, zu dem sich Herr v. Ketteler bekennt, ist erst im späteren Mittelalter auf die Welt gekommen; es ist urkundlich im fünfzehnten Jahrhundert zu Hause, wo nach dem heillosen Principienkampfe zwischen Papstthum und Kaiserthum, der entschieden zu Gunsten der geistlichen Macht ausgefallen war, in der deutschen Kirche und im deutschen Reiche endlich die absonderlichen Grundsätze des Christenthums zur Geltung gelangten, welche nach ihrer Heimath jenseits der Berge seit-

dem unter dem Namen des „Ultramontanismus“ bekannt sind. Auf welche Weise es damals gelungen, den deutschen Bischöfen, die vordem ganz anders gestellt waren, wider Wissen und Willen von Rom aus den Absolutismus des ultramontanen Kirchenregiments aufzunöthigen, das werden wir bald Gelegenheit finden, ausführlicher zu untersuchen; hier mag vorläufig die Bemerkung genügen, daß diese ewigen Grundlagen der Weltordnung, die inzwischen etwas außer Gebrauch gekommen, der deutschen Nation auch in unseren Tagen wieder plausibel gemacht werden sollen. Denn das sind, wie das Buch lehrt, „die Wege, die uns noch retten können.“

Weil es nun aber doch mit der Wiederbelebung des Ultramontanismus in Deutschland, nachdem Oesterreich ausgeschieden, jedenfalls seine besondern Schwierigkeiten hat, falls der Glaube an den Popanz des Borussianismus noch mehr um sich greifen sollte, als es bereits geschehen, so hat sich Herr v. Ketteler, freilich etwas spät, die zeitgemäße Aufgabe gestellt, vor allen Dingen unter Katholiken und Protestanten besagten Glauben mit der Wurzel auszurotten, um die irre geleiteten Gemüther für die mittelalterlichen Zustände wieder empfänglich zu machen. Und wie hat der Herr Bischof das angefangen? Seine Leser müssen es ihm aufs Wort glauben, denn er hat sich auf die kahle Behauptung beschränkt: „Der sogenannte Beruf Preußens,“ von dem man jetzt an allen Ecken und Enden zu hören bekomme, sei, bei Lichte besehen, nur eine „fixe Idee“ und weiter nichts, ein „willkürliches Phantasiegebilde“ ohne geschichtliche Wahrheit, ein „doctrinäres Hirngespinnst,“ welches nicht eigentlich aus dem praktischen Leben hervorgegangen, sondern in den Schulen der Professoren, namentlich der Herren Droysen, Häusser und v. Sybel, und in den Logen der Freimaurer ausgeheckt worden. Ja, daß es mit Preußen, dem *österreichischen* Kaiserstaate gegenüber, in Deutschland etwas Besonderes *auf sich* habe, das werde nur von denen auf dem

Katheder so gelehrt: „Diese Herren bilden sich beliebig einen Gedanken, eine Phantasie, machen ihn zu einem absoluten Gedanken, zu einem Götzen, den sie anbeten, oder richtiger, in dem sie sich selbst anbeten. Der Borussianismus ist daher Doctrinarismus im höchsten Grade." Das ist indeß noch lange nicht Alles; denn nun kommen erst die gefährlichen Consequenzen, die man aus den willkürlichen Phantasiegebilden gezogen. „Dieses verderbliche System, wie es sich in Deutschland in Bezug auf den Beruf Preußens ausgebildet hat," hat noch eine zweite Illusion in den doctrinären Köpfen erzeugt, die nämlich, daß es nun auch „irgend eine erträumte Weltstellung Preußens für die Zukunft" geben müsse „und daß es daher unstatthaft sei, diesem Weltberufe sich im Namen des Rechts und der Geschichte entgegenzustellen."*) Das ist die Art, wie Herr v. Ketteler, der von der Bestimmung der Hohenzollern in Deutschland gar keine Ahnung zu haben scheint, auch noch nach dem Kriege von 1866 Preußen, sein eigenes Vaterland, in Mißcredit zu bringen sucht. Und diese Proben von Patriotismus werden nicht im mindesten abgeschwächt durch die Versicherung, „daß er Preußen nicht hasse, sondern es aufrichtig liebe." Es ist aber schon gut, daß der Herr Bischof sich nebenbei auch auf das Recht und die Geschichte hat berufen wollen, um zu zeigen, daß es dem bösen Preußen, welches von jeher, und auch jetzt wieder, im Unrecht gewesen, nur im Widerspruche mit dem Geiste der deutschen Geschichte gelungen sei, dem lieben Oesterreich ohne Erlaubniß über den Kopf zu wachsen. — Wir halten Herrn v. Ketteler beim Wort; denn auf dem Boden des Rechtes und der Geschichte werden wir demnächst über den lästigen Borussianismus angelegentlichst mit ihm zu verhandeln haben.

*) v. Ketteler. „Deutschland nach dem Kriege von 1866." S. 29 ff.

Wäre es heute noch nothwendig, einen Deutschen von dem sogenannten Berufe Preußens zu überzeugen, so genügte wohl allein schon die gegenwärtige „Weltstellung Preußens“ in der deutschen Geschichte, die kein doctrinäres Hirngespinnst der Professoren, sondern gediegene Wirklichkeit ist. Zwar wird sich Hr. v. Ketteler mit dieser kurzen Hinweisung auf vollendete Thatsachen schwerlich zufrieden geben, und das wollen wir ihm auch nicht zumuthen. Denn daß Oesterreich in Deutschland fortan nichts mehr zu schaffen hat, diese Thatsache gibt als solche Preußen allerdings noch kein Recht, sich nun an die Spitze der Nation zu stellen. Er wird also ungleich mehr verlangen, und wir glauben es ihm bieten zu können, weil wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Preußen gerade mit der Rechtsfrage, die man jetzt so geflissentlich in den Vordergrund zu schieben sucht, am wenigsten Ursache hat, das Licht zu scheuen. Denn beruft sich Hr. v. Ketteler, der immer noch mit den Zahlen des mittelalterlichen Kaiserthums rechnet, in seiner Weise auf das „geschichtliche Recht“ der Vergangenheit, welches nur für Oesterreich sprechen soll, so nehmen wir diesseits des Mittelalters für das moderne Preußen eben so entschieden das „Recht der Geschichte“, dem die Zukunft gehört, in Anspruch und hoffen, den Prozeß zu gewinnen.

Das sind also die wesentlichen Differenzpunkte, über welche wir uns mit Herrn v. Ketteler gründlich auseinander zu setzen haben, um ihm den sogenannten Beruf Preußens klar zu machen. Der Streit dreht sich in höchster Instanz um die Bedeutung und die Wahrheit der beiden Rechtsbegriffe, die im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen und daher, wie in der Weltgeschichte überhaupt, so auch in der deutschen Geschichte hart aufeinander stoßen, bis es dem einen gelungen, den andern, der seine Rolle ausgespielt, zum Rückzuge zu bewegen. So aber wird sich ohne besondere Schwierigkeit zeigen lassen, daß Preußen in der That auch eine Mission in der

deutschen Geschichte zu erfüllen hat, und daß das Recht der Hohenzollern auf die Hegemonie in Deutschland eben so alt ist, als das der Habsburger, nur mit dem Unterschiede, der kein wesentlicher Unterschied ist, daß es diesen früher, jenen später bestimmt war, ihrem deutschen Berufe nachzukommen. Wir haben zu dem Zwecke nur an die epochemachenden Wendungen unserer Staats- und Kirchengeschichte zu erinnern, und werden uns so kurz wie möglich zu fassen suchen.

---

in ihrem eigenen Interesse den berüchtigten Wiener Vertrag von 1448, — und das Schicksal des deutschen Reiches und der deutschen Kirche war entschieden. „Der Kaiser und der Papst wurden gleich sehr durch die ständischen Forderungen und den nationalen Ruf nach Reform belästigt, und traten zur Erhaltung des Bestehenden in die engste Verbindung. Unterstützt durch das Fractionstreiben unter den deutschen Fürsten selbst gelang es ihnen, den Angriff, zuerst des Baseler Concils, dann der kurfürstlichen Mehrheit vollständig zurückzuschlagen... Damals erfüllte sich die Nation mit der Ueberzeugung, daß von dem freien Willen dieser Machthaber auch nicht die mäßigste Reform zu erwarten sei, sondern daß das Volk nur auf seine eigene Kraft seine Hoffnung zu setzen habe. Das Kaiserthum hatte die alte theokratische Bahn wieder aufgesucht."*)

So hat das letzte Kaisergeschlecht, welches nach dem Umsturze des Reiches durch die Hierarchie zur Wiederherstellung desselben berufen worden, in dem kritischen Momente, wo die abendländischen Völker aus der Vormundschaft des Romanismus zur Selbständigkeit des Germanismus übergehen sollten, sich grundsätzlich von den nationalen Interessen Deutschlands losgesagt, um Hand in Hand mit dem Papstthum den selbstbewußten Geist der neueren Geschichte, der sich schon vernehmbar genug ankündigte, gleich in der Geburt zu ersticken. Und diese antinationale Politik haben die Habsburger seitdem überhaupt nicht wieder aufgegeben; sie sind ihr auch diesseits des Mittelalters bis auf die Gegenwart herab treu geblieben. Seit dem 15. Jahrhundert sehen wir diese Politik ohne Aufhören auf der einen Seite in einer völlig passiven Hingebung an das theokratische Regierungssystem der römischen Kirche, mit dem sie sich letztens noch durch den Abschluß des unliebsamen Concordates hat verewigen wollen, und

*) H. v. Sybel, Die deutsche Nation u. d. Kaiserreich. S. 84

wir sehen sie dem entsprechend auf der andern Seite in einer **stets zunehmenden Abneigung und Entfremdung gegen das selbständige Auftreten der deutschen Nation**, bis es zur gänzlichen Ausscheidung des mittelalterlichen Kaiserthums aus Deutschland, die sich gleichfalls in unseren Tagen vollzogen, hat kommen müssen. Dieser Verlauf der Ereignisse ist bekannt, mußte aber erst wieder in Erinnerung gebracht werden, um den principiellen Gegensatz zwischen **Habsburg und Hohenzollern**, der unter den vereitelten Reform-Bestrebungen des 15. Jahrhunderts seinen Ursprung in der deutschen Geschichte genommen, recht anschaulich in die Augen springen zu lassen.

Sobald sich nämlich das Habsburgische Kaiserthum für ewige Zeiten mit dem theokratischen Regierungssystem des Papstthums alliirt hatte, da war auch sofort der Zwiespalt in die Gemüther gefahren, und es traten nun in der Wissenschaft, im Staate und in der Kirche Erscheinungen ganz anderer Art zu Tage, die mit der herrschenden Denk- und Handlungsweise des Mittelalters schon nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Der Geist der deutschen Nation, der sich durch das geheime Bündniß zwischen Papst und Kaiser in seinem religiösen und politischen Entwickelungsgange nicht aufhalten ließ, fing nun an, dem stabilen Bevormundungssysteme, welches im Kindesalter der Nation seine guten Dienste gethan, den Gehorsam aufzusagen; er verlangte laut und lauter die beschlossenen, aber nicht zur Ausführung gekommenen Reformen, und die Kluft zwischen dem modernen Selbstbewußtsein und den „ewigen Grundlagen der Weltordnung“ erweiterte sich zusehends. Seit dem 15. Jahrhundert, wo der reformatorische Gährungs-Proceß in Kirche und Staat seinen Anfang genommen, stehen daher beide, Papstthum und Kaiserthum, eigentlich schon außerhalb der deutschen Geschichte, der sie über den Absolutismus der mittelalterlichen Zustände hinaus nicht weiter folgen mochten. Sie haben seitdem in religiösen und politischen Dingen

den Stillstand zum Dogma erhoben, sie vertheidigen dieses Dogma mit den Waffen ihrer göttlichen Autorität und berufen sich den Forderungen des modernen Vernunftgeistes gegenüber auf das „geschichtliche Recht" der Vergangenheit und auf den Codex ihrer alten Privilegien. Und was sind das für Privilegien?

Unter den vorgenannten Verhältnissen hat damals zunächst die römische Kirche den specifischen Charakter angenommen, den man im Unterschiede von dem ursprünglichen Katholicismus den „Ultramontanismus" zu nennen pflegt. Dieser kirchliche Parteiname ist jetzt wieder in Aller Munde; wir sehen hier aus dem geschichtlichen Zusammenhange, was es mit demselben von Hause aus für eine Bewandtniß hat. Man versteht unter diesem absoluten Kirchenregimente die nach der gänzlichen Beseitigung des Episkopalsystems und der einzelnen Nationalkirchen emporgekommene Alleinherrschaft des Papalsystems jenseits der Berge, der zufolge der Papst sich mit Hülfe des Kaisers durch den geheimen Wiener Vertrag von 1448 eine Autorität und eine Machtfülle über die Bischöfe und die Concilien angeeignet hat, wie sie vor dieser verhängnißvollen Wendung in der ganzen Kirchengeschichte bis auf den Apostel Petrus zurück nicht angetroffen wird. Die absolute Herrschaft in der abendländischen Kirche ist seit dem 15. Jahrhundert zum Eigenthum und, so zu sagen, zur erblichen Hausmacht der Römer geworden, daher sich denn endlich auch die Papstwahl selbst ausschließlich auf den engeren Kreis der Italiener, die dem ultramontanen Regimente besonders zugethan sind, zurückgezogen hat. Zwar lassen sich die ungemessenen Ansprüche des Ultramontanismus, welche die römische Kirche nach jenen Vorgängen erhoben und auch durchgesetzt hat, mit den anders lautenden Concilien-Beschlüssen der Bischöfe zu Constanz und Basel nicht recht in Einklang bringen, und das ist auch römischerseits noch nie versucht worden. Desto mehr aber haben sich seitdem die Vertheidiger des absoluten Papst-

thums zur Rechtfertigung seiner überschwänglichen Autorität auf die unächten Dekretalen und die falschen Privilegien der bekannten Isidorischen Sammlung berufen. Auf diese alten Privilegien gestützt, hat sich das Papstthum in seiner absoluten Stellung zu den Bischöfen bis auf den heutigen Tag behauptet.

Und wie der Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) mit den deutschen Bischöfen, so verfuhr, seinem Beispiele folgend, der Kaiser Friedrich III. mit den deutschen Fürsten, — denn das sind die Namen der beiden Machthaber, die sich durch den geheimen Wiener Vertrag mit einander zu verständigen wußten.*) Als Seitenstück zum ultramontanen Papstthum und seinen hervorgesuchten alten Privilegien entstand daher gleichzeitig und zu demselben Zwecke auch das ihm geistverwandte specifisch österreichische Erbkaiserthum, welches im Unterschiede von dem ursprünglich deutschen Nationalkaiserthum nun gleichfalls eine exceptionelle Stellung mit allerlei sonderthümlichen Vorrechten beanspruchte, um jene bunte Ländermasse zu erwerben und auf Kosten des Reiches zu behaupten, die seitdem die Habsburgische Hausmacht genannt zu werden pflegt. Zu dieser Privatmacht ist damals der Kaiser ganz auf dieselbe Weise gekommen, wie der Papst zu der seinigen. „Es gelang der Zähigkeit Friedrichs III. im Jahre 1453 den Kurfürsten die Anerkennung einer Reihe österreichischer Privilegien höchst eigenthümlicher Art und höchst umfassender Bedeutung zu entwinden, welche dann bis auf die neueste Zeit die staatsrechtliche Stellung Oesterreichs zu Deutschland bestimmt haben. ... Diese Privilegien lauteten auf die Namen Julius Cäsars und des Kaisers Nero ... bis herab auf Rudolf von Habsburg. Sie waren, wie jetzt allgemein anerkannt ist, alle, oder doch fast alle unächt.... Es war damit dem österreichischen Ländercomplex eine völlig unabhängige und

*) Das Weitere findet sich bei Wessenberg. Die großen Kirchenvers. des 15. und 16. Jahrh. 2. B. S. 517 ff.

gesonderte Stellung *neben* dem Reiche zugesichert: seinem Regenten war es nach dessen Belieben verstattet, an den Reichstagen Theil zu nehmen oder nicht: aber von allen Pflichten gegen das Reich, Lasten irgend welcher Art, Gehorsam gegen die Reichsbehörden, waren sie so ausdrücklich wie möglich losgesprochen." *)

Auf die Weise haben sich also Papst und Kaiser damals, als sie in ihrem beiderseitigen Interesse über das in Deutschland einzuschlagende Verfahren mit einander einig geworden, eine privilegirte Stellung *außerhalb* der deutschen Kirche und des deutschen Reiches gesichert und sich über die Fürsten und Bischöfe, die ihrerseits auf zeitgemäße Reformen drangen, eine Herrschaft zum eigenen Hausgebrauche mit lauter Rechten ohne Pflichten angeeignet. Und hinter dieser erschlichenen Mißregierung, die derselbe *Pius* II. erfunden hat, der als *Aeneas Sylvius* auf dem Concil zu Basel einer der eifrigsten Verfechter der bischöflichen Rechte gegen die notorischen Uebergriffe des Papstthums gewesen war, — hinter dieser den deutschen Bischöfen mit List und Gewalt aufgenöthigten Mißregierung findet der jetzige Bischof von Mainz, dessen Vorgänger damals als Kurfürst von Mainz nahezu einen gänzlichen Bruch mit dem römischen Hofe herbeigeführt hätte, auch im 19. Jahrhunderte noch „*die ewigen Grundlagen der Weltordnung*", die bis an das Ende aller Dinge fortbestehen müßten! Aber der Geist der deutschen Geschichte, der kein Parteigeist ist, dachte im 15. Jahrhundert schon anders und handelte auch anders.

Während nämlich die überglücklichen Habsburger, um sich auf Kosten des Reiches in ihrer nebenbei erworbenen Hausmacht zu befestigen, den kaiserlichen Privilegien aus vergangenen Zeiten nachforschten, war die Zukunft der deutschen Nation, die *nun ihre eigenen* Wege zu gehen anfing, auch nicht vergessen

*) v. *Sybel* a. a. O. S. 98.

worden. Für diese hatte gegenüber der unbefugten Machterweiterung der mittelalterlichen Autoritäten eine höhere Hand aufs Beste gesorgt, denn der deutsche Fürst, dessen Geschlecht in künftigen Zeiten zur Wiederherstellung des Reiches auf nationaler Grundlage ausersehen worden, stand schon in Bereitschaft. Es war der Burggraf von Nürnberg, des Kaisers rechte Hand, Friedrich von Hohenzollern, der Ahnherr der Könige von Preußen, der merkwürdiger Weise auf demselben National-Concil zu Constanz, wo der freiere Geist der neueren Geschichte sich zuerst gegen die Ungebührlichkeiten des mittelalterlichen Absolutismus aufzulehnen begann, unter nicht gewöhnlichem Ceremoniel aus den Händen des Kaisers selbst seine politische Mission nach dem deutschen Norden erhielt, um aus frischen, ungebrauchten Kräften einen Staat nach modernen Rechtsbegriffen zu schaffen, an dem sich dereinst auch der deutsche Süden wieder aufrichten könnte.

Das also ist der principielle Gegensatz zwischen dem romanischen Süden und dem germanischen Norden in seinen ersten Anfängen während der verhängnißvollen Krisis des 15. Jahrhunderts, und an diesem zeigt sich zugleich, was es mit dem persönlichen Gegensatze zwischen dem theokratischen Regierungssystem der Habsburger und dem nationalen Staatsleben der Hohenzollern in der deutschen Geschichte auf sich hat. Das nationale Princip, welches damals von Papst und Kaiser in den Gemüthern erstickt werden sollte, es rettete sich und zog mit den Hohenzollern von dannen, um in der Mark Brandenburg, in des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse, eine sichere Stätte zu finden und sich von da aus auf den — „sogenannten Beruf Preußens" vorzubereiten. War das aber die Absicht der Vorsehung, die in der Geschichte waltet, und sie war es in der That, dann scheinen Preußens Ansprüche auf die Hegemonie in Deutschland jetzt, nachdem sich das mittelalterliche Kaiserthum zurückgezogen, doch

[illegible]

[illegible] Jahre [illegible] Geschichten, [illegible] in die [illegible], doch nicht so ganz nach dem Geschmacke der ultramontanen Herren ausgefallen sein sollten, so haben sie an dem, was vom 18. April 1417, wo der Kaiser den ersten Hohenzollern in Deutschland einführte, bis zum 3. Juli 1866, wo der Hohenzoller den letzten Kaiser aus Deutschland entfernte, doch jedenfalls den Beweis vor Augen, daß das „Recht der Geschichte", welches den Hohenzollern von Hause aus zur Seite gestanden, stärker war, als das „geschichtliche Recht" der Habsburger mit seinen auf Julius Cäsar lautenden Privilegien. Was geschehen mußte, das ist wirklich geschehen: die Klagen des Herrn v. Ketteler wissen daher selbst nicht, was sie beklagen. Das mittelalterliche Oesterreich ist im Laufe der neueren Geschichte aus Deutschland hinaus-, das moderne Preußen in Deutschland hereingewachsen. So hat es Oesterreich selbst gewollt, und daran ist jetzt nichts mehr zu ändern.

Seit dem Wiener Vertrage von 1448, mit dem die Habsburger einen kühnen Griff gethan zu haben meinten, haben sie sich der trügerischen Hoffnung nicht mehr entschlagen können, es werde den vereinten Anstrengungen von Papst und Kaiser zuletzt doch noch gelingen, den Geist der deutschen Nation zum Stillstande und zum Beharren in den versteinerten Formen des Mittelalters zu verurtheilen. Und an Versuchen der kühnsten Art hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber was haben sie gefruchtet? Der Genius der Geschichte, dem seine Bestimmung von höherer Hand vorgezeichnet ist, kennt in seinem religiösen und politischen Entwickelungsgange kein Ansehen der Person,

er läßt sich durch Machtsprüche nicht aufhalten. Gerade hundert Jahre nach den durch Papst und Kaiser so unzeitig vereitelten Reform-Bestrebungen brach daher im Reiche gegen beide zugleich die Reformation aus, und mit der deutschen Einheit nach mittelalterlichen Begriffen hatte es für immer ein Ende. Das religiöse und politische Bewußtsein des Deutschen spaltete sich; die beiden Hauptmomente, Romanismus und Germanismus, welche seit den Vorgängen zu Constanz und Basel nur noch äußerlich zusammengehalten hatten, sie traten nun feindselig auseinander: und das protestantische Norddeutschland war von dem katholischen Süddeutschland getrennt durch — die Mainlinie.

Sollte das doppelsinnige Schlußwort der vorstehenden Erörterungen über die tiefer liegende Bedeutung der deutschen Reformation einigermaßen überrascht haben, so könnten wir nur rathen, sich vor allen Dingen recht angelegentlich mit der geistigen Idee der Mainlinie, wenn man so sagen darf, in der deutschen Staats- und Kirchengeschichte vertraut zu machen, um sich zu überzeugen, daß die Spaltung der Nation in zwei Hälften, die in unseren Tagen so anstößig geworden, schon seit dem 16. Jahrhundert etwas mehr als ein geographischer Begriff ist. Die Spaltung zwischen Nord und Süd ist nicht erst durch die Nikolsburger Friedens-Präliminarien, ist auch überhaupt nicht auf diplomatischem Wege in die deutsche Geschichte getreten; seit der Reformation zieht sich die Mainlinie innerlich durch die entzweiten Gemüther, und hier muß sie, wenn es nicht zu unnatürlichen Einigungs-Versuchen und obendrein zu religiösen Zerwürfnissen kommen soll, in Staat und Kirche anerkannt und respectirt werden. Darum durfte auch Preußen vorerst nicht über die geographische Mainlinie hinausgehen, weil die nationale Einheit der süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bunde ohne die entsprechende Ausgleichung der religiösen Differenzen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Das wäre *also* der Punkt, in dem wir mit Herrn v. Kett-

vollkommen einverstanden sind, unterscheiden uns aber wieder himmelweit von ihm mit unserer Antwort auf die [illegible] kate Frage nach dem Wie der Wiedervereinigung der Confessionen in Deutschland. Wir werden wohl bald Ge[illegible] heit finden, auf diese Hauptschwierigkeit, die am wenigsten [illegible] gangen werden kann, ausführlicher zurückzukommen.

III.

Römischer Kaiser und deutscher König.

Nachdem wir mit der Rechtsfrage zwischen Habsburg und Hohenzollern ins Reine gekommen, müssen wir uns nun schon aus Consequenz die Freiheit nehmen, die zweite Hälfte der deutschen Geschichte, die sich diesseits der religiösen und politischen Mainlinie auf nationaler Grundlage vollzieht, ganz in demselben Sinne die Brandenburgisch-Preußische Königs-Geschichte zu nennen, in welchem die österreichischen Historiographen die mittelalterliche Hälfte jenseits der Linie als die Römisch-Deutsche Kaisergeschichte zu verherrlichen gewohnt sind. Was gegen diese ungezwungene Vertheilung der Rollen jetzt noch eingewendet werden könnte, betrifft nur unwesentliche Aeußerlichkeiten, die der Wahrheit der Principien, die hier allein zu entscheiden haben, keinen Eintrag thun. Das preußische Königthum nämlich ist allerdings nicht fix und fertig vom Himmel herab gefallen, um gleich nach der Reformation die Hegemonie in Deutschland zu übernehmen, wie es dem römischen Kaiserthum Karls des Großen, welches plötzlich im Handumdrehen zu Stande gekommen, am Anfange des Mittelalters beschieden war. Und dennoch müssen wir bei unserer Behauptung bleiben, denn Preußen vertritt schon seit der Reformation in Deutschland das Princip der neueren Geschichte. Es ist mit dem wissenschaftlichen, dem religiösen und politischen Entwickelungsgange dieser Geschichte von Anfang an so wesentlich verwachsen, daß es gleichsam von der Pieke herauf dienend,

erst im Kampfe mit den widerwärtigsten Hindernissen als selbsteigene Geistesthat sich hat erringen müssen, was der felix Austria ohne ihr Zuthun als reiche Erbschaft in den Schooß gefallen.

Was es nun mit dem allmählichen Hinauswachsen Oesterreichs und dem gleichzeitigen Hereinwachsen Preußens in Deutschland seit der Reformation auf sich hat, wie der Brandenburgisch-Preußische Staat erst nach langen und unausgesetzten Zerwürfnissen und Kämpfen mit den kolossalen Ueberresten des mittelalterlichen Kaiserstaates zu der Stellung hat gelangen können, die ihm diesseits der Mainlinie von Rechtswegen gebührt, das ist in jedem Handbuche der preußischen Geschichte zu lesen, und wird hier als bekannt vorausgesetzt. Nur an die Hauptstadien, welche diese merkwürdige Geschichte erst hat durchlaufen müssen, ehe Preußen zum Ziele gekommen, glauben wir in gedrängter Kürze erinnern zu sollen, um die entscheidende Bedeutung des letzten Krieges, der Oesterreich endlich aus Deutschland beseitigt hat, recht eindringlich zum Bewußtsein zu bringen. Wir versuchen es daher zu zeigen, daß in der Geschichte der dreihundertjährigen Wechselfälle, die dem Verhältnisse der beiden Großmächte in Deutschland fort und fort eine andere Gestalt gegeben, System und Zusammenhang liegt, und daß Preußen, welches den Schlüssel zum Verständnisse dieses Systems von Anfang an in Händen hatte und noch hat, immer wieder mit neuen Hoffnungen und mit unverwüstlicher Siegesgewißheit den Kampf mit dem absterbenden Oesterreich aufnehmen konnte. Und es hat diesen Kampf bis auf den letztentscheidenden bestanden, während der alte Kaiserstaat mit seinen Privilegien nie dahin zu bringen war, aus eigener Erfahrung zu lernen, was für Unvermeidlichkeiten über ihn hereinbrechen mußten, so oft das jugendliche Preußen in der Lage war, thun zu müssen, was es nicht lassen konnte, um seinem deutschen Berufe nachzukommen. Auf diesen systematischen Zusammenhang in der österreichisch-preußischen Geschichte möchten wir also in der vor-

genannten Absicht aufmerksam machen, oder vielmehr, weil ein Anderer es schon gethan hat, nur einen Commentar dazu liefern.

Der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk vom 18. Juni 1866 enthält auch Folgendes: „Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten: in dem jüngern aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindseligen Nebenbuhler erkennen. . . . Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden.“ Nach diesen Worten, welche in Erinnerung an die maßlosen Drohungen der österreichischen und süddeutschen Presse vor dem Kriege keiner Erklärung bedürfen, folgte dann eine Hinweisung auf die drei Hauptstadien der preußischen Geschichte, die wohl geeignet war, auch das Vertrauen auf Preußens Zukunft zu befestigen, und die aufgeregten Gemüther über den Ausgang des bevorstehenden Krieges mit Oesterreich zu beruhigen. Die Stelle aber lautet:

„Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen, von der Stufe herabdrücken wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.“

Was hat es nun aber mit dem dreimaligen Preußen und seiner Emporhebung, an welche der König nicht ohne scharfe Betonung sein Volk erinnert, namentlich dem sinkenden Oesterreich gegenüber, für eine besondere Bewandtniß? Was ist gleichzeitig mit diesen drei epochemachenden Wendungen der preußischen Geschichte aus dem alten Kaiserhause geworden? Und wie hat sich dem entsprechend nach dem Kampfe auf Leben und Tod bei Königgrätz zum vierten und letzten Male das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen in Deutsch

[illegible]

[illegible] Autorität des römischen [illegible] Die einheitliche Ordnung [illegible] mit Mühe erhalten, löste sich nun [illegible] monarchischen Kaiserthums trat eine [illegible] deutschen Fürstenthümer, und die einzel-

nen Territorien schlossen sich auf Kosten des Ganzen mit eigener Rechtspflege, eigenem Steuersystem und eigenen Kriegsordnungen gegen einander ab. Und der Kaiser that, wie die andern alle: er zog sich auf seine außerdeutschen Besitzungen zurück, um fortan, mit seinen eigenen dynastischen Interessen beschäftigt, die wüsten Zustände „draußen im Reiche" sich selbst zu überlassen. So war Deutschland, nachdem das theokratische Regierungssystem unbrauchbar geworden, nun auf dem Wege, aus der Universalmonarchie des Mittelalters in die Glückseligkeiten der modernen Kleinstaaterei hineinzugerathen, denn Papst und Kaiser vermochten dem allgemeinen Auflösungs-Prozesse von jetzt an nicht mehr Einhalt zu thun.

Es lag offen zu Tage, das alte System war den neuen Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Es war ein anderer Geist in die deutsche Geschichte gefahren, der Geist der selbstbewußten Vernunft und der individuellen Freiheit, mit dem der Absolutismus der mittelalterlichen Autoritäten auf den ewigen Grundlagen der Weltordnung von 1448 nichts mehr anzufangen wußte. Der Anfang zur Wiederherstellung der Dinge konnte auch überhaupt nur diesseits der religiösen und politischen Mainlinie auf nationaler Grundlage gemacht werden: und dazu war ein deutscher Fürst von ächtem Schrot und Korn ausersehen, der darum auch gleichzeitig mit dem unfreiwillig angetretenen Rückzuge des römischen Kaisers und der Auflösung des alten Reiches im Norden auf dem Schauplatze erscheint. Es war der — große Kurfürst von Brandenburg, mit dem endlich die Zeit gekommen, wo die Zügel der Regierung, die den Händen der Habsburger entfallen, auf das seit dem 15. Jahrhundert in Bereitschaft gehaltene Geschlecht der Hohenzollern übergehen sollte. Das ist das Epochemachende an dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten. „Für die Geschicke Deutschlands ist darum dieser Regierungswechsel von 1640 ein nicht minder folgenschweres Ereigniß gewesen, als der Friede, der acht Jahre später

geschlossen ward. Das Habsburgische Oesterreich war fortan aus seiner Kaiserlichen Stellung zurückgedrängt, es beschränkte sich darauf, die ererbte Hausmacht zu schützen, und statt mit frischer Spannkraft sich eine neue Stellung zu schaffen, zehrte es von den alten Ueberlieferungen und ließ Land und Regiment der Erschlaffung verfallen." *) Die deutsche Geschichte hatte nun ihren Schwerpunkt entschieden aus dem Bereiche der romanischen Traditionen in die Innerlichkeit des germanischen Geistes verlegt.

Aber was hat denn der große Kurfürst in dieser epochemachenden Stellung eigentlich Großes unternommen und durchgeführt? Man nennt ihn vorzugsweise den Gründer der preußischen Monarchie, und mit Recht, denn er hat unter den schwierigsten Verhältnissen den preußischen Einheitsstaat geschaffen. „Als er 1640 inmitten der Stürme des dreißigjährigen Krieges seinem Vater in der Herrschaft folgte, gab es noch keinen Staat für seine Regierung, sondern eine Anzahl zersplitterter, weit voneinander entlegener, nur in seiner Person verbundener Landschaften. Kein Brandenburger durfte in Cleve, kein Preuße in Brandenburg angestellt werden; es war Gesetz in Ostpreußen, daß nur einheimische Truppen die Provinz betreten sollten." **) Dieser Zersplitterung machte nun der große Kurfürst dadurch ein Ende, daß er in seinem Staate, so zu sagen, mit der Kleinstaaterei gründlich aufräumte, während der römische Kaiser schon gar nicht mehr daran denken durfte, dem Auflösungsprozesse des deutschen Reiches noch Einhalt zu thun. In diesem geschichtlichen Zusammenhange betrachtet, erscheint der gleichzeitig mit der Zerrüttung der alten Reichsverfassung frei und unabhängig von den mittelalterlichen Zuständen auf volksthümlicher Grundlage sich erhebende Einheitsstaat Brandenburg-Preußen, die geniale Schöpfung des großen

*) Häusser, Deutsche Geschichte. 1. Bd. 3. Aufl. S. 39.
**) H. v. Sybel. Ueber die Entwickel. der absol. Monarchie in Preußen. S. 6.

Kurfürsten, erst in seiner wahren providentiellen Bedeutung für die Zukunft der deutschen Nation. Denn der große Kurfürst ist nicht bloß der Gründer der preußischen Monarchie; er hat durch die Vereinigung der beiden Kernprovinzen Brandenburg und Preußen zugleich den Grund zur künftigen Wiederherstellung der nationalen Einheit Deutschlands unter den Hohenzollern gelegt, und ist dadurch den Projectenmachern, die in unsern Tagen unerschöpflich an Erfindungen deutscher Einheiten sind, um zwei Jahrhunderte zuvorgekommen. Mit einem Worte also: Der große Kurfürst ist es, und kein anderer, der sich zuerst die fixe Idee von einem sogenannten Berufe Preußens in den Kopf gesetzt, und diesem Staate das trügerische Phantasiebild von irgend einer erträumten Weltstellung beigebracht hat. Und was ist inzwischen aus dem kleinen hoffnungsvollen Einheitsstaate Norddeutschlands in Vergleich mit den damals immer noch großartigen Verhältnissen des hoffnungslosen Kaiserstaates geworden? Zunächst ist daraus geworden:

2) „Das Preußen des großen Friedrich." Daß der Kurfürst von Brandenburg, der zugleich in Preußen eine souveräne Stellung hatte, fortan mit den andern deutschen Fürsten schon nicht mehr auf gleiche Linie zu stellen sei, das konnte man also seit dem Auftreten des großen Kurfürsten schon wissen. Auch in Wien hatte man Ursache, diese Ausnahmestellung zu respectiren, und sich darnach zu benehmen. Die tapfern Brandenburger waren stets bei der Hand, um mit den Kaiserlichen gegen den gemeinsamen Reichsfeind zu Felde zu ziehen und Franzosen, Schweden und Türken über die Grenzen zu jagen, während die schwerfälligen Kontingente der übrigen Reichsfürsten nicht von der Stelle zu bringen waren, und überall nur vergebens auf sich warten ließen. Unter sothanen Umständen konnte daher, wie es scheint, die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum Könige von Preußen schon aus Nützlichkeitsgründen vom Kaiser nicht füglich versagt werden.

und das ist denn auch bekanntlich die herkömmliche Erklärung der in der Geschichte des deutschen Reiches einzig dastehenden Standeserhöhung der Hohenzollern durch den römischen Kaiser. Aber diese oberflächliche Geschichtsanschauung, die an den auffälligen Aeußerlichkeiten der Ereignisse haften bleibt, trifft die Idee der Sache, die hier in Frage steht, nicht im entferntesten. Wir versuchen daher in Erinnerung an die kaiserliche Mission der Hohenzollern von Constanz her eine andere, dem deutschen Berufe des preußischen Königthums mehr entsprechende Erklärung, von der wir glauben dürfen, daß sie stichhaltig sein wird.

Das mittelalterliche Reichs-Oberhaupt vereinigte zwei höchste Würden in Einer Person. Der römische Kaiser war zugleich deutscher König, jenes durch die Krönung des Papstes im Dienste der Kirche, dieses durch die Wahl der Kurfürsten im Interesse der Nation. Aber das ursprünglich normale Verhältniß der beiden Würden trübte sich nach und nach so sehr, daß es zum Unheil der Nation in das einseitigste Mißverhältniß umschlug. In Verbindung mit den verlockenden Reminiscenzen an die Weltherrschaft der alten Imperatoren verdunkelte der Glanz der römischen Kaiserwürde die unscheinbare Würde des deutschen Königs dermaßen, daß dieser den mächtig gewordenen Reichsfürsten gegenüber mehr und mehr zu einem bloßen Schattenkönige herabsank und zuletzt, in den Zeiten der Habsburger, als ein König ohne Land sich aus Deutschland zurückzog. Die Machtfülle der nationalen deutschen Königswürde, die nur im germanischen Wesen der Deutschen selbst Wurzel schlagen konnte, fand in den Zeiten des romanischen Mittelalters unter dem theokratischen Regierungssystem der Kaiser überhaupt keinen gedeihlichen Boden, so daß sie immer mehr an Lebenskraft verlor, und endlich ganz in Vergessenheit gerieth. Die Bestimmung des deutschen Königs mußte daher der Zukunft unter anders gearteten Verhältnissen überlassen bleiben, und diese hatten sich nach dem Westfälischen Frieden endlich eingestellt.

Und als nun gleichzeitig mit der Auflösung der alten Reichsverfassung und dem Ende der mittelalterlichen Zustände in Brandenburg-Preußen durch die Hohenzollern der Anfang zur Wiederherstellung der deutschen Einheit auf nationaler Grundlage gemacht worden, da fand sich der römische Kaiser veranlaßt, auch den deutschen König aus eigener Machtvollkommenheit wieder ins Dasein zu rufen und diese Würde, die jetzt kein Titel ohne Mittel mehr war, auf den Sohn des großen Kurfürsten zu übertragen. Der römische Kaiser hatte ausgelebt, er machte sein Testament und setzte den künftigen deutschen König zum Universalerben seiner Aemter und Würden ein. Das that der Kaiser, als er selbst schon den Rückzug aus Deutschland angetreten, und er that es vorsorglich noch zur rechten Zeit, um den zersplitterten Reichsfürsten, die durch das theokratische Regierungssystem nicht mehr zusammenzuhalten waren, in dem norddeutschen Könige eine dem modernen Staatsleben entsprechende neue — Centralgewalt zu hinterlassen. So glauben wir uns die Einzigkeit der Preußischen Königswürde in Deutschland erklären zu sollen. Daß man sich damals auch in Wien diesen Regierungswechsel im Reiche so erklärt und ihn eben in dieser Intention, ohne auf die Protestationen des Papstes zu achten, mit klarem Bewußtsein zur Ausführung gebracht habe, das möchten wir freilich nicht geradezu behaupten. Aber darauf kommt es glücklicher Weise hier gar nicht an; es genügt uns die Einsicht, daß er in Wahrheit so erklärt werden muß.

Zwar versichert Herr v. Ketteler, auch mit dieser interessanten Frage wieder zu ganz entgegengesetzten Resultaten gekommen zu sein; aber er versichert es bloß, ohne daß man sieht, wie und woher es so gekommen sein soll. Er klagt über die Verblendeten, „die mit dem preußischen Königthum eine Art religiösen Cult treiben und die Ueberzeugung haben, daß das preußische Königthum etwas Einziges in der Welt sei.“ Denn das

seien auch wieder „gefährliche Irrthümer und verderbliche Phantasiebilder," denen man sich nicht hingeben solle*). Aber hätte doch der Schriftsteller, ehe er diese Inspirationen des Bischofs niedergeschrieben, erst noch einen unbefangenen Blick auf die Entstehungsgeschichte sämmtlicher deutschen Königthümer geworfen, um sich an der rechten Stelle belehren zu lassen: es würde ihm die Einzigkeit des preußischen Königthums, als die Quintessenz neben den vier andern, wohl schwerlich entgangen sein. Er hätte dann, gern oder ungern, die Wahrheit bekennen und sich zu dem offenen Geständnisse herablassen müssen, daß die Könige von Preußen, die ihre politische Mission vom Kaiser selbst haben, in der That etwas anderes in der deutschen Geschichte repräsentiren, als die ausnahmsweise aufgetauchten Provinzialkönige von Sachsen und Hannover, Baiern und Württemberg, die ihre Erhebung der Gnade eines ausländischen Gewalthabers zu verdanken haben, der sie ins Dasein gerufen, um Kaiser und Reich den Untergang zu bereiten. Die preußische Königsgeschichte, und sie allein, ist eine normale Entwickelung, auf welche der Geist der Nation seine Hoffnung gesetzt hat, denn sie ist ihrer providentiellen Bestimmung zufolge die natürliche Fortsetzung der deutschen Kaisergeschichte und darin liegt zugleich die Berechtigung der Hohenzollern, in Deutschland an die Stelle der Habsburger zu treten.

Daß es sich aber bei der Standeserhöhung der Hohenzollern auch wirklich um die Wiederherstellung des nationalen deutschen Königthums handelte, und zwar im principiellen Gegensatze zu dem theokratischen Regierungssystem des römischen Kaiserthums, das konnte man nach der Thronbesteigung Friedrichs II. auf beiden Seiten mit Händen greifen. Auch in Wien begriff man jetzt, durch den Enkel belehrt, was man gleichsam instinctartig am Großvater gethan hatte; denn nun

*) A. a. O. S. 91.

zeigte es sich, was es mit der Selbständigkeit des preußischen Königthums für die religiöse und politische Zukunft Deutschlands für eine Bewandtniß habe. „Mit Friedrich II. kam eine neue Richtung in die gesammte europäische Politik; die alte absolute Monarchie ward durch eine neue verdrängt. Hier tauchte ein Königthum auf, das sich als den ersten Diener des Staates betrachtete, das, getreu der Tradition der Hohenzollernschen Vorfahren, den Wohlstand des Landes förderte, nicht die Verarmung, das die Duldung der Meinungen und Glaubensformen auf seine Fahne schrieb, nicht deren gewaltthätige Unterdrückung. Die neue Art des absoluten Königthums, die schon in dem großen Kurfürsten sich angekündigt, aber in Friedrich erst ihren genialen und vollendeten Ausdruck gefunden, wirkte umgestaltend auf die ganze damalige Geschichte".*) Die Strömung in der deutschen Geschichte hatte sich umgekehrt, die Richtung ging nun von Norden nach Süden. Ein neues Princip war auf die Bahn gekommen, das rationelle Princip des Borussianismus. Gleichwie Kant, der kritische Philosoph aus der alten Hauptstadt Preußens, in der Schule die mittelalterliche Denkart mit der Wurzel ausrottete und die Vernunft, die reine Vernunft, zum herrschenden Principe der deutschen Wissenschaft erhob, so auch räumte sein großer Zeitgenosse auf dem Throne, der Philosoph von Sanssouci, in allen Verhältnissen des Lebens mit den längst veralteten Formeln der Praxis auf: und das jugendliche Preußen stand da, angestaunt wie ein Musterstaat nach modernen Rechtsbegriffen, an welchem selbst der römische Kaiser kein Bedenken trug, sich ein Exempel zu nehmen, um seine Völker von dem letzten Drucke des Mittelalters zu befreien.

Freilich hat nun auch der Kampf zwischen Preußen und Oesterreich seinen Anfang genommen, und den soll eben Friedrich II. im Widerspruche mit der überlieferten Treue der Hohen-

*) Häusser, a. a. O. S. 50.

zollern gegen den Kaiser leichtsinniger Weise hervorgerufen haben. So urtheilen und verurtheilen die kaiserlichen Historiographen; aber persönliche Beschuldigungen sind keine geschichtlichen Erklärungen. Wir glauben daher auch hier eine andere, den neuen Verhältnissen entsprechende Erklärung geben zu sollen.

Seit 1701, wo die Kurfürsten von Brandenburg zugleich als Könige von Preußen dastehen, hat natürlich auch die Politik der Hohenzollern, und namentlich ihre Stellung zu den Habsburgern in Deutschland, diesen doppelartigen Charakter annehmen müssen, indem sie von jetzt an vorzugsweise entweder als *Brandenburger*, oder aber als *Preußen* auftreten. Im erstern Falle leben sie mit Oesterreich immer noch im besten Einverständnisse, sind nach wie vor grundsätzlich der alten Kaiserpolitik zugethan und stehen, wie in den Zeiten der Kurfürsten von Brandenburg, in Krieg und Frieden dem Reichs-Oberhaupte treu zur Seite. In dem andern Falle aber, wo das: „*Ich bin ein Preuße*", den Ton angiebt, und die Interessen des eigenen Königreichs ins Spiel kommen, tritt der sogenannte Beruf Preußens entschieden in den Vordergrund, und mit der kurfürstlichen Gemüthlichkeit hat es ein Ende. Da stehen die Hohenzollern auf eigenen Füßen und gehen auch ihre eigenen Wege. Und weil diese schon von Hause aus nicht mehr die ausgefahrenen Wege des alten Reichswagens sind, kann es zwischen dem *deutschen Könige* und dem *römischen Kaiser* an Zerwürfnissen der ungewöhnlichsten Art nicht fehlen, und die beiden Würden, nunmehr an zwei Personen vertheilt, stoßen hart auf einander. Der principielle Dualismus der beiden Großmächte ist in die deutsche Geschichte getreten.

Nach diesem Kriterium also hätte man das seit 1701 veränderte Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich zu beurtheilen, wenn man gerecht urtheilen wollte. So war beispielsweise *Friedrich Wilhelm I.* der *letzte Brandenburger* nach altem Schnitt, „*der nicht vom Kaiser abgehen wollte, oder der Kaiser müßte ihn mit den*

Füßen wegstoßen". Aber noch kurz vor seinem Tode, nachdem er wiederholt die Erfahrung gemacht, daß der Kaiser seine Loyalität ungroßmüthig ausgebeutet hatte, sprach er, mit einem Fingerzeige auf den Kronprinzen deutend: „da steht Einer, der mich rächen wird".*) Und der hat ihn gerächt. Denn Friedrich II. war der erste Preuße nach modernen Rechtsbegriffen auf dem Throne der Hohenzollern, der sich frei und unabhängig von Kaiser und Reich eine selbständige Stellung im Norden zu erringen hatte. So kam es denn endlich zum Kriege mit Oesterreich, wo der König nun aber auch mit Bewußtsein und Absicht darauf hinwirkte, die Formen des alten Reiches zu zerrütten und dem Kaiser seinen letzten Zauber zu nehmen. Und es ist ihm gelungen, Preußen im Kampfe mit einer halben Welt zur zweiten Großmacht in Deutschland zu erheben.

Herr von Ketteler wird freilich vom Standpunkte der „gewöhnlichen Sittlichkeit und des gewöhnlichen Rechtes" (S. 45) gegen das „eroberungssüchtige" Vorgehen des großen Königs manches einzuwenden haben, und es ist ja schon viel dagegen eingewendet worden. Aber der Standpunkt des gewöhnlichen Lebens ist nun einmal nicht der der welthistorischen Individuen, auf welche der Geist der Nation gerechnet hat. Das hausbackene Moralisiren, welches im Privatleben auch für Kaiser und Könige keinen „exceptionellen Maßstab" zuläßt, ist in den Regionen, wo sich die Heroen der Weltgeschichte bewegen, nicht angebracht; und zu diesen gehört Friedrich der Große so gut, wie Karl der Große, den Hr. von Ketteler doch ohne Zweifel bereit ist, von jeder Eroberungssucht frei zu sprechen. „Welcher Schulmeister hat nicht von Alexander dem Großen, von Julius Cäsar vordemonstrirt, daß diese Menschen von solchen Leidenschaften getrieben und daher unmoralische Menschen gewesen seien? woraus sogleich folgt, daß er, der Schul-

*) Häusser, a. a. O. S. 45.

meister, ein vortrefflicherer Mensch sei als jene, weil er solche Leidenschaften nicht besäße und den Beweis dadurch gebe, daß er Asien nicht erobere, den Darius, Porus nicht besiege, sondern freilich wohl lebe, aber auch leben lasse.“ *)

Das letzte Werk, welches Friedrich noch am Ende seiner glorreichen Laufbahn ins Leben gerufen, zeigte auch schon unzweideutig genug in der Ferne, worauf es mit der neuen Centralgewalt im Norden abgesehen war. Der große König brachte schließlich noch einen deutschen Fürstenbund zu Stande, der die kurfürstliche Mehrheit in sich vereinigte, mit der ausdrücklichen Klausel, daß fernerhin in deutschen Angelegenheiten nichts ohne Preußens Zustimmung unternommen werden solle. Es war das zwar nur ein erster Versuch zur Wiederherstellung der deutschen Einheit mit der preußischen Spitze, der damals noch nicht gelingen konnte; aber es war doch auch schon ein erster verständlicher Wink für den römischen Kaiser, daß seine Autorität im Reiche bereits stark im Begriffe sei, auf den deutschen König überzugehen.

3) „Das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen.“ Auf dem Wiener Congresse, sagt man, sei Preußen, welches doch bei Weitem das Meiste zur Befreiung Deutschlands gethan, unverhältnißmäßig zu kurz gekommen. Besonders aber sei es im Vergleich mit Oesterreich schlecht gefahren, indem letzteres für den Verlust des ohnehin werthlos gewordenen Kaisertitels mehr als zur Genüge außerhalb Deutschlands entschädigt worden. Das ist die gewöhnliche Meinung. Und allerdings, wer die Machtstellung eines Staates nur nach dem Umfange und der Lage seiner Quadratmeilen in Rechnung bringt, der muß sich veranlaßt fühlen, das anscheinlich geschwächte und recht absichtlich in die Länge gezogene Preußen der abgerundeten Ländermasse Oesterreichs gegenüber herzlich zu beklagen, und es den diplomatischen Feder-

*) Hegel, Philos. der Gesch., S. 40.

fuchsern in die Schuhe schieben, daß sie nicht schon gleich damals die Hegemonie in Deutschland an Preußen übergeben haben. Aber diese Klagen passen nicht recht zu dem Entwickelungsgange der deutschen Geschichte seit den letzten 50 Jahren. Oder was für unsägliche Vortheile hat denn das so reichlich bedachte Oesterreich aus seiner außerdeutschen Machtstellung in Italien gezogen? Und welche Nachtheile hat das angeblich geschwächte Preußen davon gehabt, daß es seine polnischen Besitzungen wieder aufgegeben, um sich von Memel bis Saarbrücken mit ganzer Seele in Deutschland hinein zu leben? Auf diese Frage wird heute Niemand mehr eine Antwort verlangen; sie ist nach der letzten Katastrophe in Deutschland und Italien ganz überflüssig geworden. Und darum wird man sich jetzt auch nach einer andern Erklärung umsehen müssen, um „das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen“, in seiner damaligen Stellung zu begreifen. Hier folgt sie.

So oft die deutsche Geschichte diesseits des Mittelalters einen Schritt vorwärts gethan, um den religiösen und politischen Zuständen eine mehr nationale Gestalt zu geben, war es eigentlich nur darauf abgesehen, Oesterreich in die Vergangenheit zurückzudrängen und Preußen zu seiner künftigen Bestimmung freie Bahn zu machen. Das ist im Allgemeinen der Entwickelungsgang unserer Geschichte seit dem Westfälischen Frieden. Preußen aber hat bei solchen Gelegenheiten, so oft ein Wechsel nothwendig geworden, doch nie etwas geschenkt bekommen, vielmehr Alles, was es ist und hat, erst durch eigene Kraftentfaltung sich selbst erringen müssen; und am wenigsten konnte es erwarten, daß ihm schon 1815, als es zu irgend einer Neugestaltung der Dinge kommen mußte, ohne Weiteres die Hegemonie in Deutschland übergeben werde. So weit waren wir damals noch nicht. Der deutsche König konnte nur nach demselben Maße in Deutschland vorrücken, als es dem Geiste der neueren Geschichte gelungen war, das mitte

alterliche Regiment des römischen Kaisers aus Deutschland hinauszusetzen: und zu diesem Personenwechsel hat der Wiener Congreß ungleich mehr beigetragen, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Auch die Klugheit der Diplomaten hat sich wider Wissen und Willen zu dem travailler pour le roi de Prusse bequemen müssen.

Zunächst nämlich war für die neue Stellung Preußens in Deutschland dadurch schon viel gewonnen, daß von all den Herrlichkeiten und Privilegien des mittelalterlichen Kaiserthums keine Spur mehr übrig geblieben, und daß selbst die Hoffnung, das heilige römische Reich wieder aufzurichten, mit entschwunden war. Franz II. hatte schon am 6. August 1806, als ihm die französische Schöpfung der deutschen Rheinbundskönige ins Reich gesetzt worden, die römische Kaiserkrone niedergelegt, um fortan als österreichischer Kaiser ausschließlich sich selbst anzugehören: und keine Zureden, woher sie auch kommen mochten, waren später eindringlich genug, ihn zu bestimmen, die Regierung wieder anzutreten und die Rolle des römisch-deutschen Kaisers weiter zu spielen. Selbst der Papst, der nun auch sein mittelalterliches Verhältniß zur deutschen Nation vollends abgebrochen sah, der insonders den Verlust der weltlichen Herrschaft der deutschen Bischöfe in seinen Folgen für die Verwaltung der deutschen Kirche nicht verschmerzen konnte und daher entschieden auf der Restauration der alten Reichsverfassung bestand, er vermochte es nicht, den Kaiser zu bereden, das Geschehene ungeschehen zu machen, und die veralteten Zustände wiederherzustellen. Es war nicht anders, das römisch-deutsche Kaiserthum hatte zu existiren aufgehört, und mit ihm war nun auch der letzte Rest der theokratischen Kaiserpolitik, zu der sich die Habsburger seit dem Wiener Vertrage von 1448 bekannt hatten, aus Deutschland verschwunden. *Papst und Kaiser konnten fortan in Deutschland überhaupt keine Politik mehr treiben.* Was aber Oesterreich bei dieser tragischen *Wendung* verloren hatte, das mußte Preußen nach dem Rechte

der Geschichte auch diesmal wieder gewinnen: und das ist „das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen," das Preußen, welches nach dem Untergange des römischen Kaiserthums in den Ueberzeugungen der Nation seit 1815 das selbständige deutsche Königthum repräsentirt.

Aber wie ist es denn gekommen, könnte man fragen, daß der deutsche König nicht gleich an die Stelle rückte, um die Herrschaft zu übernehmen, sobald der römische Kaiser seine Rolle ausgespielt hatte? Warum haben sich die beiden Großmächte erst noch 50 Jahre lang an einem deutschen Bundestage in den Haaren liegen müssen, ehe es mit der Neugestaltung Deutschlands und der nationalen Einheit unter Preußens Führung Ernst werden konnte? Das erklärt sich einfach aus dem normalen Entwickelungsgange der Geschichte, die überhaupt keine Sprünge macht. Das Provisorium eines deutschen Bundes war daher wegen des absonderlichen Umstandes nicht zu umgehen, daß allerdings zwar der römische Kaiser, und mit ihm die alte Reichsverfassung, aus Deutschland verschwunden war, der österreichische Kaiser aber nach wie vor seine politische Stellung auf deutschem Boden behalten hatte. Das war die Situation unmittelbar nach dem Zusammensturze des Reichs, und bei diesem Thatbestande mußte man mit der projectirten Neugestaltung Deutschlands zunächst anbinden. Der Kaiser von Oesterreich stand jetzt als deutscher Fürst neben den übrigen deutschen Fürsten, welche in Erwartung der neuen Ordnung der Dinge, wie sie auch ausfallen mochte, eifersüchtig ihre souveräne Selbständigkeit zu wahren suchten, und daher alle mit einander in dem künftigen Deutschland auf Gleichberechtigung Anspruch machten. Unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen ist dann zunächst, um doch irgend eine Art deutscher Einheit zu ermöglichen, der aus dreißig und einigen Staaten und freien Städten zusammengesetzte deutsche Bund, an dem auch der kleinste Potentat Sitz und Stimme

haben sollte, halb willig und halb mit Gewalt ins Dasein getreten.

Auch Herr von Ketteler will es nicht in Abrede stellen, daß diese lockere Institution, nachdem man das Bessere ganz aufgegeben, nur etwas Vorläufiges habe sein können. „Eine Form ohne berechtigte Idee war mehr oder weniger auch die Verfassung Deutschlands, wie man sie im Bundestage der deutschen Nation gegeben hatte"*). Aber woher hätte man denn unter den verwickelten Verhältnissen, wie sie eben angedeutet worden, damals eine mehrberechtigte Idee hernehmen sollen? Vielleicht hätte man die römisch-deutsche Kaiseridee doch wieder hervorsuchen und sie Oesterreich nöthigenfalls mit Gewalt aufdringen müssen, um „das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen", in Schranken zu halten? Dann allerdings würde es jetzt ganz anders in Deutschland aussehen, „und was damals begonnen, sechszig Jahre später nicht vollendet worden sein." Da das nun aber leider nicht geschehen ist, so meint Herr v. Ketteler, „müßte der 6. August, dieser Todestag des deutschen Reiches, in jedem Jahre ein nationaler Trauertag des ganzen deutschen Volkes sein" **). Wir haben nichts hinzuzusetzen. Eine hartnäckigere und zugleich ohnmächtigere Opposition aus Grundsatz gegen alles, was von Preußen ausgegangen, ist noch nicht dagewesen. Es darf nicht wahr sein, daß der Geist der deutschen Geschichte schon seit drei Jahrhunderten von Oesterreich auf Preußen übergegangen ist, denn Herr von Ketteler kann eine solche deutsche Geschichte nicht brauchen.

Weil der Kaiser von Oesterreich noch auf deutschem Boden stand, mußte es also 1815 zunächst zur Constituirung eines deutschen Bundes kommen. Und seltsamer Weise hat man diesen Bund, der den nationalen Einheitsbestrebungen am we-

*) A. a. O. S. 6.
**) A. a. O. S. 77.

nigsten entsprach und daher sehr bald in übeln Ruf gerathen mußte, immer nur für die Mängel und Gebrechen, mit denen Deutschland seit den Wiener Verträgen behaftet war, verantwortlich gemacht, und ihm namentlich die Sanctionirung der Kleinstaaterei für ewige Zeiten ins Gewissen geschoben, ohne zugleich seiner inneren Einrichtung, die schon von vorn herein im Interesse der Nation auf eine bessere Zukunft angelegt war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir meinen den Dualismus der beiden Großmächte im Rathe der deutschen Fürsten, der Preußen und Oesterreich endlich von Angesicht zu Angesicht zusammengeführt hatte. Denn an diesem unversöhnlichen Dualismus, der Altes und Neues künstlich zusammengefügt, mußte der „unauflösliche deutsche Bund" früher oder später, wenn es zum Aeußersten gekommen, sich auch wieder auflösen, um definitiven Zuständen Platz zu machen. Und das ist nunmehr geschehen. Der Kaiser hat mit seinen bundestreuen Fürsten das Spiel verloren und ist nun auch als österreichischer Kaiser aus Deutschland ausgeschieden; der König von Preußen hat nach einem Kampfe auf Leben und Tod um die Zukunft der Nation das Feld behauptet und steht im Begriffe, als deutscher König die nationale Einheit der Völker diesseits und jenseits des Main ins Werk zu setzen.

IV.

Die deutsche Einheit.

An dem Panorama der österreichisch-preußischen Geschichte, wie es in allgemeinen Umrissen gezeichnet worden, hatten wir hinlänglich Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß es mit der fixen Idee von einem sogenannten Berufe Preußens doch etwas auf sich hat. Wir sehen uns zu dem Geständnisse genöthigt, daß das Werk der Vollendung, welches in Deutschland den Hohenzollern vorbehalten ist, von langer Hand angelegt worden, daß es gleichzeitig mit dem Sinken des römischen Kaiserthums unter den Habsburgern vorbereitet und seitdem unaufhaltsam mit stets neuen Hoffnungen der Zukunft entgegengereift ist. Und diese Zukunft ist nun zur Gegenwart geworden: Preußen schickt sich an, seinem deutschen Berufe nachzukommen. Dies führt uns auf die Frage nach dem Wie der deutschen Einheit, die seit der vertragsmäßig festgestellten Zweitheilung Deutschlands durch die Mainlinie jetzt schwieriger als je geworden zu sein scheint. Wir haben unsere Auffassung früher gelegentlich schon angedeutet, und an der da sogenannten geistigen Idee der Mainlinie, die weit älter als der geographische Begriff ist, hängt das Verständniß der folgenden Erörterungen über die Möglichkeit der deutschen Einheit.

Die politische Frage, welche seit 1848 ausschließlich an der Tagesordnung war, fällt seit 1866 mit der religiösen Frage zusammen, denn die nationale Einheit der deutschen Völker diesseits und jenseits des Main hat zur conditio sine qua non

die Wiedervereinigung des norddeutschen Protestantismus mit dem süddeutschen Katholizismus. Das ist der seit der Reformation tief in der Seele der Nation wurzelnde confessionelle Zwiespalt, der auf beiden Seiten mit den angeborenen Eigenheiten der deutschen Stämme verschmolzen, in unsern Tagen erst recht in seiner ganzen Schroffheit ans Licht tritt, um bei der Neugestaltung Deutschlands dahin oder dorthin den Ausschlag zu geben. An diesem hartnäckigen Partikularismus der deutschen Stämme und ihrer religiösen Bekenntnisse sind bis jetzt noch alle Einigungs-Versuche gescheitert, und ohne die Erfüllung der vorgenannten Bedingung werden sie auch ferner scheitern. Hierüber möge man sich nicht täuschen. „Wir sind der Ansicht, bemerkt Döllinger, der hier doch auch ein Urtheil hat, daß die größten Hindernisse, welche sich der Verwirklichung der deutschen Einheit entgegenstellen, nicht sowohl in den dynastischen Interessen, als vielmehr in der Abneigung der Stämme, dem wechselseitigen Mißtrauen, der Spannung und feindlichen Reibung der Confessionen zu suchen sei" *). Und das ist, wie wir bald hören werden, auch die Ansicht des Herrn v. Ketteler.

Was also die Lösung der deutschen Frage so sehr schwierig macht, das ist der wohl zu beherzigende Umstand, daß wir nicht zufällig und nur vorübergehend, sondern durch einen dreihundertjährigen Entwickelungsprozeß des religiösen und politischen Bewußtseins in die tiefe Spaltung zwischen Nord- und Süddeutschland hineingerathen sind, aus der nun der Ausgang gefunden werden soll. Glücklicherweise aber läßt sich auch mit Händen greifen, wo es nothwendig mit uns hinaus muß, wenn wir zum Ziele kommen wollen. Ein einiger Staatsleib mit zwei getrennten Kirchenseelen, die im tiefsten Grunde der Gemüther unversöhnt und unversöhnlich auseinanderweichen, ist eine organische Mißgeburt, die durch keinerlei Menschenwitz,

*) Döllinger. Die Freiheit der Kirche. S. 29.

und wäre es auch die Erfindung der besten Reichsverfassung, auf die Dauer am Leben zu erhalten ist. Wollen wir daher den Bau der deutschen Einheit nicht mit dem Dache, sondern mit dem Fundamente beginnen, so werden wir uns auf beiden Seiten des Main vor allem in dem grundwesentlichen Bekenntnisse zu einigen haben, daß die Nation, nachdem sie in Folge der Kirchenspaltung zugleich um ihre politische Einheit und Ganzheit gekommen, auch nur durch das Bad der religiösen Wiedergeburt neuerdings zu geordneten Zuständen des Staatslebens gelangen könne. Diese Ueberzeugung muß allgemein werden, wenn es besser werden soll. Und sie wird nicht ausbleiben. Man wird früher oder später, wenn nur nicht zu spät, zu der Einsicht gelangen, daß in Deutschland auch jetzt, wie im Mittelalter, die nationale Einheit nur auf dem Grunde der religiösen Einheit zu erreichen ist.

Man könnte nun zwar einwenden, und es ist bereits geschehen, die beiden Confessionen hätten ja schon seit dem Westfälischen Frieden sowohl in katholischen als protestantischen Staaten getrennt neben einander gelebt; es könne daher auch dem künftigen Einheitsstaate höchst gleichgültig sein, ob sich die Confessionen zu Einer Kirche zusammenschließen, oder aber in ihrer bisherigen Stellung beharren werden. Die religiöse Einheit sei also jedenfalls keine absolute Nothwendigkeit zur Verwirklichung der nationalen Einheit. Aber diese Einwendung ist vielmehr selbst nur der schlagendste Beweis, daß man von der nationalen Einheit noch nicht überall den rechten Begriff und von der gänzlichen Umgestaltung aller Verhältnisse, die dadurch herbeigeführt werden müßten, noch gar keine Ahnung hat. Und doch ist die auch unsern kirchlichen Zuständen bevorstehende Reform nicht zu verkennen. Denn haben die getrennten Confessionen bis jetzt paritätisch neben einander bestehen und sich, so gut es gehen mochte, auch mit *einander vertragen* können, so liegt der Grund eben darin, daß *ja auch Preußen* und Oesterreich in Deutschland noch neben

einander standen, und daher Katholiken und Protestanten noch nicht Gelegenheit hatten, in demselben nationalen Einheitsstaate zusammen zu leben. Dieser Nationalstaat soll nun aber, nachdem Oesterreich ausgeschieden, von Preußen aus ins Dasein treten: und so stehen wir auf einmal alle mit einander vor einer neuen Ordnung, die sich weder nach katholischen noch protestantischen Rechtsbegriffen, sondern aus dem gemeinsamen Geiste der deutschen Nation gestalten soll. Das ist der gewaltige Unterschied zwischen Sonst und Jetzt, daß wir mit unserm Staatsleben in sofern wieder von vorne anzufangen haben, als es sich um eine gemeinschaftliche Rechtsbasis handelt, auf welcher die deutschen Stämme, abgesehen von ihren confessionellen Rechtsanschauungen, ihre politische Wiedervereinigung finden können. Und was soll nun auf dieser gemeinsamen Grundlage des nationalen Rechts-Bewußtseins aus den bisherigen Differenzen des religiösen Bewußtseins werden? Was wird, was muß hier geschehen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Eine Einigung, und zwar eine entsprechende, wird auch in religiösen Dingen zu Stande kommen müssen, wenn der deutsche Nationalstaat, wie jeder lebensfähige Organismus, nur Ein Herz und Eine Seele haben soll. Aber wie mag dieses delikate Problem zu lösen sein? Wie wird sich die Kirchenspaltung zu beiderseitiger Zufriedenheit beseitigen lassen? Hierüber wollen wir nun zunächst die Ansicht des Hrn. von Ketteler vernehmen, die sich in einer seiner früheren Schriften findet.

„Das höchste Ideal einer nationalen Einigung, heißt es da, könnte nur unter der Voraussetzung der Glaubenseinigung erreicht werden", denn es sei gewiß, „daß die Glaubenstrennung und der in ihrem Gefolge erst recht eingedrungene Partikularismus und Absolutismus der tiefste Riß in die deutsche Einheit gewesen ist." Dann aber hören wir: „Bei aller Sehnsucht nach der Wiedervereinigung aller christlichen Confessionen dürfen *wir Katholiken* aber nie die Wahrheit verbergen, daß

mit der einer Wiedervereinigung nur an eine Rückkehr zur katholischen Kirche denken können.*) Nun aber kann doch Herr von Ketteler in keinem Sinne unter der Rückkehr zur katholischen Kirche etwas Anderes verstehen, als die gänzliche Aufgebung des protestantischen Standpunktes und die unbedingte Unterwerfung des deutschen Protestantismus unter die Autorität des Papstes, und das in der Form des [illegible], der immer zu bereuen sein dürfte. Es ist das aber in der That die eigentliche Meinung des Hrn. Bischofs, denn er findet den Unterschied in der Auffassung des Christenthums unter den Confessionen so groß, daß er eine Vermischung beider Grundsätze unmöglich macht und eine Vereinigung nur dann zuläßt, wenn der eine oder andere Grundsatz aufgegeben wird.**) Hiernach würde nie dem Protestantismus, wenn es ihm wirklich um die Glaubenseinigung zu thun wäre, nichts übrig bleiben, als sich selbst mit sammt seinem Grundsatze aufzugeben und [illegible] er simpliciter zur alten Kirche zurückzukehren.

Man kann persönlich sehr geneigt sein, hinter den exclusiven Ansichten der ultramontanen Katholiken die besten Absichten vorauszusetzen, weil man annehmen darf, daß die Meisten, die sich in solchen sanguinischen Hoffnungen gefallen, wirklich kein tieferes Eingehen in das Wesen des Protestantismus und seine Bestimmung für die Zukunft der deutschen Kirche haben, als sie in ihrer einseitigen und oberflächlichen Bekämpfung desselben verrathen. Sie haben nun einmal die fixe Idee, und bleiben dabei, der deutsche Protestantismus sei nur der Abfall von der wahren Kirche, und weiter nichts; daher sie denn nach dem Grundsatze ihres Stabilitäts-Systemes von einem fortschreitenden Entwickelungs-Prozesse des religiösen Bewußtseins, der sich diesseits der mittelalterlichen Kirche innerlich im Selbstbewußtsein der germanischen Völker zu vollziehen hatte, und der namentlich dem selb-

**) v. Ketteler, Freiheit, Autorität und Kirche. S. 233 ff. 244. 250.

ständigen Geiste der deutschen Nation vorbehalten war, überhaupt nichts hören mögen. Im Gegentheil, angesichts alles dessen, was seit der Reformation im grellsten Widerstreite mit der antiken Weltanschauung des Mittelalters aus der Angeborenheit des deutschen Geistes zu Tage gefördert worden und längst beiden Confessionen in Fleisch und Blut übergegangen ist, glauben sie auch heute noch auf der Rückkehr des Protestantismus unter die Autorität des Papstes bestehen zu sollen, um die Einheit der Kirche im Sinne des Mittelalters wieder herzustellen. Das sind die traurigen Folgen des Wiener Vertrages von 1448. Erinnert man sich dagegen, daß der alte Katholicismus, der mit dem Ultramontanismus aus dem 15. Jahrhundert keineswegs identisch ist, das Princip des Protestantismus von jeher anerkannt hat, so darf man sich der guten Hoffnung hingeben, daß dieses Princip, so weit es mitberechtigt ist, auch in der deutschen Kirche, wenn einmal die Versöhnung zur Nothwendigkeit geworden, wieder zur Anerkennung kommen werde. Und dann dürfte die Wiedervereinigung der beiden Confessionen doch wohl schwerlich nach dem mittelalterlichen Schema des Herrn v. Ketteler ausfallen.

Aber gesetzt den Fall, die Einheit der Kirche wäre in der That nur im Sinne des Ultramontanismus wieder herzustellen, wie würde sich dem entsprechend dann die politische Einheit Deutschlands gestalten müssen? Offenbar auch nach dem geistverwandten Systeme des heiligen römischen Reiches mittelalterlichen Andenkens. Hätte sich der Protestantismus, der an Preußen seinen Halt gefunden, ohne seine selbständige Stellung in der deutschen Kirche behaupten zu dürfen, unbedingt wieder unter das absolute Regiment des Papstthums zu fügen, dann wäre es aus demselben Grunde auch um die Freiheit des modernen Staatslebens in Deutschland geschehen, und die Völker zu beiden Seiten des Main würden sich gleicherweise auch die Rückkehr zu der theokratischen Politik des alten Kaiser-

thums gefallen lassen müssen. Diese beiden Regierungssysteme sind ja für einander geschaffen worden, so daß sie sich gegenseitig postuliren und sich decken wie congruente Größen. Das ultramontane Papstthum des 15. Jahrhunderts, welches mit dem katholischen Papstthum auch nicht identisch ist, hat sich damals mit dem gleichgesinnten österreichischen Kaiserthum dergestalt associirt, daß sie in Deutschland mit einander stehen und fallen. Und der letzte, der großartigste Versuch des Stehenbleibens ist nun auch mißlungen. Denn daß die Wiedereinführung der mittelalterlichen Zustände unter Papst und Kaiser neuerdings vollauf im Werke war, daß insonders die Veröffentlichung der berühmten Encyclica von Rom in Verbindung mit dem Projecte des unberühmten Fürstentags zu Frankfurt, der so zu sagen hinter dem Rücken des Königs von Preußen in Scene gesetzt werden sollte, um diesen post festum wieder an die Rolle des weiland Kurfürsten von Brandenburg zu gewöhnen, — daß diese gleichzeitigen Wiederbelebungs-Versuche der geistlichen und weltlichen Macht des Mittelalters nur darauf berechnet waren, dem Geiste des 19. Jahrhunderts von oben herab den Garaus zu machen, das wird man jetzt, nachdem die Katastrophe von 1866 dazwischen gekommen, doch wohl nicht in Abrede stellen wollen. Die wehmüthigen Klagen der ultramontanen Blätter über die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland beweisen allein schon zur Genüge, daß es mit dem Existenzkriege nicht bloß auf die „Vernichtung und Entehrung Preußens", sondern auch auf die Bekehrung des Protestantismus abgesehen war.

Die Unthunlichkeiten des Herrn v. Ketteler springen aber erst recht in die Augen, wenn man die deutsche Kirchenfrage auch einmal von der umgekehrten Seite ansieht. Da wird uns nämlich, wie zu erwarten, das gerade Gegentheil von dem geboten, was eben als das einzige Rettungsmittel angepriesen worden. Die beiden Ansichten verhalten sich durchgängig wie Ja und Nein zu einander. Wie der ultramontane Katholicis-

mus die an sich berechtigten Ansprüche des Autoritätsprincips nach und nach ins Maßlose hinaus gesteigert hat, als haftete es an einem Gott in Menschengestalt, und dann folgerichtig all und jede Kritik seines absoluten Thuns von oben herab niederschlägt, so hat sich der negative Protestantismus, — denn mit diesem haben wir es hier zunächst zu thun —, um dem Uebel abzuhelfen, in das andere Extrem geworfen und die menschliche Vernunft zum alleinigen Princip in religiösen Dingen erhoben. Er kennt daher überhaupt kein Ansehen der Person mehr, sondern macht in Allem nur die Freiheit und Selbständigkeit des eigenen Wissens geltend, und der Bruch mit den Ueberlieferungen des confessionellen Kirchenglaubens ist nicht mehr zu vertuschen. Auch sind sich die Apostel der neuen Religion, die sie nach Abstreifung alles positiv Christlichen im Begriffe des „reinen Humanismus“ gefunden haben wollen, ihres Widerspruches mit dem Christenthum vollkommen bewußt, und das stört sie nicht im mindesten. Im Gegentheil, sie glauben in der nackten Selbstvergötterung des Menschengeschlechts, in der völligen Negation des historischen Christenthums, bei der sie auf wissenschaftlichem Wege angekommen sind, sogar auch das rechte Mittel zur Wiedervereinigung der beiden Confessionen entdeckt zu haben. „Diese Fortbildung des Christenthums zum reinen Humanismus oder vielmehr die Herausbildung des letzteren aus dem gesammten Boden der modernen europäischen Cultur, in welchem das Christenthum nur einen Bestandtheil ausmacht, ist nun zugleich der einzige Weg, um über den Gegensatz im Katholicismus und Protestantismus hinauszukommen.“ *) Das wäre also die Kehrseite. Und darnach scheinen der protestantische Theologe D. Fr. Strauß und der katholische Bischof v. Ketteler mit ihren extremen Ansichten über die Zukunft der deutschen Kirche noch ziemlich weit auseinander zu sein.

*) Dr. Fr. Strauß. „Der politische und der theologische Liberalismus.“ Seite 15.

Aber bei dem Streben, das Christenthum mit dem selbständigen Vernunftgebrauche moderner Wissenschaftlichkeit in Einklang zu bringen, welches allerdings auch seine Berechtigung hat, sollte man doch nicht so ganz übersehen, daß die katholische Kirche die Bestimmung hat, den positiven Thatbestand der Offenbarung festzuhalten und ihn unter allen Umständen gegen die negative Vernunft sicher zu stellen. Der Katholicismus hat ja, als die sichtbare Kirche, seinen Standpunkt nicht auch in der Innerlichkeit des selbstbewußten Geistes; er stützt sich auf die Ueberlieferungen der Geschichte, von denen er, ohne sich selbst aufzugeben, nicht ablassen kann.

Diese conservative Bedeutung des katholischen Princips wird man daher auch protestantischerseits wieder anerkennen müssen, wenn der Augenblick gekommen, wo es gilt, den durch die negative Philosophie zur Mythe gewordenen „historischen Christus" in der deutschen Kirche wieder zu Ehren zu bringen. Und das Princip des ächten Protestantismus verträgt sich nicht minder mit der geschichtlichen Auffassung des Christenthums. Denn ist es wirklich an dem, wie Herr v. Ketteler behauptet, daß der Protestantismus dermalen in völliger Selbstauflösung begriffen sei, so trifft dieser Vorwurf doch nur den negativen Protestantismus, dem das Christenthum bis auf den letzten Rest im reinen Humanismus abhanden gekommen; aber er trifft darum den confessionellen Protestantismus, der mit dieser Verkommenheit des wissenschaftlichen Gedankens auch nicht identisch ist, nicht im entferntesten. Die Gerechtigkeit verlangt vielmehr das aufrichtige Geständniß auf beiden Seiten, daß sich der Ultraprotestantismus, von dem wir reden, mit dem negativen Vernunftgebrauche und der Auflösung des Bestehenden ebenso ins Extrem verirrt hat, wie sein Antipode, der Ultramontanismus, auf katholischer Seite den Mißbrauch mit dem Autoritätsprincipe auf die Spitze getrieben hat und daher im Positiven des Guten zu viel thut.

Aber gesetzt auch hier den Fall, die religiösen Verhältnisse

Deutschlands wären in der That nur nach dem Ideal des negativen Protestantismus zu ordnen, wie würde dann die ihm entsprechende politische Einheit sich gestalten müssen? Auch das ist klar: „Denn der theologische Liberalismus, bemerkt Strauß a. a. O., arbeitet hierin dem politischen in die Hände." Eine Religion, die sich als Negation des historischen Christenthums frisch und neu auf der tabula rasa des reinen Humanismus erheben soll, „ohne irgend ein Jenseits, irgend eine Autorität noch stehen zu lassen" (S. 16), eine solche selbstgemachte Vernunftreligion würde sich auch nur mit einer eben so radikalen Umgestaltung des deutschen Staatslebens noch vertragen können, welches auf den Ruinen des Bestehenden ausschließlich nach den Grundrechten des modernen Nationalitäts-Princips, d. h. nach dem politischen Humanismus, aufgeführt worden. Die Individuen haben da wie hier den geschichtlichen Zusammenhang mit der Vergangenheit hinter sich abgebrochen, sie stehen mit ihrem selbsteigenen Wissen und Wollen isolirt neben einander, und an die Stelle der Autorität ist das gerade Gegentheil, die Entscheidung durch die Majorität, zur Herrschaft gekommen. Die naturwüchsige Reichsverfassung von 1849, welche aus dem Vollgenusse der deutschen Freiheit von unten herauf zur Spitze der deutschen Einheit in einem preußischen Schattenkaiser gelangen wollte, ist das klassische Muster dieser demokratischen Staatslehre. Die Ereignisse des Jahres 1866 haben auch diesem politischen Idealismus und dieser gänzlichen Verkennung der realen Verhältnisse in Deutschland ein Ende gemacht und die demokratische Partei, wie die klericale, gründlich eines bessern belehrt. Denn beide müssen es jetzt wissen, daß der König von Preußen berufen ist, die ganze Autorität und die volle Gewalt des deutschen Königthums wieder herzustellen. Die nachträgliche Intimität dieser beiden Parteien, die ehedem wie Wasser und Feuer auseinander gefahren, wird daran schwerlich etwas ändern.

Und nun die Moral aus diesen unvereinbarlichen Doctrinen, die wir des Folgenden wegen nicht unbeachtet lassen dürfen. Der Ultramontanismus, wenn er wieder obenauf käme, würde uns allerdings auch wieder zu der großartigen deutschen Einheit verhelfen, wie sie im Mittelalter unter der Autorität des Papstes und Kaisers bestanden; aber mit der deutschen Freiheit im Sinne der neueren Geschichte hätte es dann für immer ein Ende. Und hinwiederum ist der Ultraprotestantismus, nachdem er all und jede Erinnerung an vergangene Zeiten von sich abgethan, zu einem Ideal moderner Freiheit vorgedrungen, welches nichts zu wünschen übrig läßt; leider aber ist es die subjective Ungebundenheit, unter der sich die Substanz der deutschen Nation in zusammenhangslose deutsche Individuen auflösen müßte. Das sind also die extremen Richtungen der Zeit mit ihren unbrauchbaren Projecten: und darnach scheint die Vermuthung, die gesunde Wahrheit werde auch hier in der Mitte liegen, jedenfalls auf dem rechten Wege zu sein. Und so verhält es sich in der That, denn die gemeinsame Wahrheit der getrennten Confessionen ist eine ganz andere, als uns die Ultras auf beiden Seiten in ihrem exclusiven Partei-Interesse glauben machen wollen.

Nach diesen kritischen Vorbemerkungen, die zur Orientirung nicht füglich zu umgehen waren, sind wir nun vor die Hauptsache getreten. Wir werden auch gleich mit der Thür ins Haus fallen und ohne Umschweife sagen, worauf es eigentlich ankommt. Also: sind die getrennten Confessionen, abgesehen von den Mißbräuchen und Ausartungen, die nicht wesentlich zur Sache gehören, ihrem Principe nach beide berechtigt, dann ist die Wiedervereinigung nur noch auf dem Wege einer Vermittelung der religiösen Gegensätze zu erreichen, und die Einigung führt zu Einer Kirche mit zwei Bekenntnissen. Es ist nicht anders zu erwarten, der etwas ungewöhnliche Ausdruck, der leider mit sammt der Sache, die er bezeichnet, schon längst in Vergessenheit gerathen,

wird sich nicht überall einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben, vielmehr großes Befremden und vielleicht noch größere Entrüstung hervorrufen. Wie mag denn, wird man fragen, aus der confessionellen Zweiheit, die als solche sein und bleiben soll, eine gedeihliche Einheit zu Stande kommen? Heißt das nicht vielmehr, die Kirchenspaltung als vollendete Thatsache anerkennen, und sie hintennach sogar für das Normale erklären? Aber man möge sich nur gedulden, denn wir hoffen die Einheit der Kirche mit zwei Bekenntnissen, die wir durchaus nicht als unsere eigene Erfindung ausgeben wollen, schon rechtfertigen zu können.

Zunächst ist doch wohl nicht in Abrede zu stellen, daß das Bekenntniß einer bloß äußern oder sichtbaren Kirche, zu welchem der ultramontane Katholicismus seit der Reformation mehr und mehr übergegangen, an einem handgreiflichen Selbstwiderspruche leidet, bei dem das religiöse Bewußtsein nicht stehen bleiben kann. Aeußeres und Inneres sind Verhältnißbegriffe, und wie diese überhaupt nur auf einander bezogen und zusammen gedacht etwas zu bedeuten haben, so kann insonders auch von einer bloß äußern oder sichtbaren Kirche keine Rede sein, wenn nicht alle Religion, wie in den Zeiten des pharisäischen Judenthums, wieder in bloße Werkthätigkeit und gesinnungslose Gesetzeserfüllung ausarten soll. Es liegt also schon im Begriffe des ultramontanen Katholicismus selbst, daß er zu seiner Ergänzung eine innere oder unsichtbare Kirche postulirt. Dasselbe gilt aber aus denselben Gründen, nur im umgekehrten Sinne, vom negativen Protestantismus, der mit seiner Religion in der absoluten Idee, wie er es nennt, d. h. im Unsichtbaren der innern Kirche, stecken bleibt, und daher mit der historischen Erscheinung der Person Christi gar nicht mehr in Verbindung steht.

Und woher soll nun die Ergänzung der einen Kirche durch die andere noch kommen, wenn nicht aus der Wiedervereinigung der getrennten Confessionen? Und wird die Einheit der Kirch

dann, eben als Wiedervereinigung gedacht, ohne das Fortbestehen der Zweiheit, d. h. ohne das Bekenntniß einer äußern und einer innern Kirche, möglich sein? Wer dieser Ansicht immer noch ist, der möge doch bedenken, daß wir mit der Kirchengeschichte nicht mehr im Mittelalter stehen, wo der Verstand noch einseitig nach außen gerichtet war, und daher auch die äußere, sichtbare Autorität noch allein das Wort zu führen hatte, sondern diesseits des Mittelalters im 19. Jahrhundert, welches zum Selbstbewußtsein der Vernunft gekommen: und er wird sich gestehen müssen, daß jetzt an eine Einheit der Kirche ohne Vermittelung der religiösen Gegensätze, d. h. ohne Anerkennung und Versöhnung der beiderseitig berechtigten Principien, nicht mehr zu denken ist. Ist ja die Trennung eben dadurch herbeigeführt worden, daß, während der Katholicismus, um die historische Außenseite der Kirche zu retten, in seiner mittelalterlichen Stellung beharrte, der Protestantismus dem in sich selbst reflectirenden Geiste der neuern Geschichte folgte, die Bedeutung des religiösen Glaubens in der Innerlichkeit des Gemüthes erfaßte, und sich hier zur innern oder unsichtbaren Kirche bekannte. Weil nun aber beide sich ausschließend gegeneinander verhielten, so ist es, statt zur Unterscheidung zweier Bekenntnisse in Einer Kirche, die damals an der Zeit war und nicht ausbleiben konnte, zur Scheidung und Trennung der Kirche selbst gekommen.

Aber die getrennten Bekenntnisse gehören wesentlich zusammen, sie setzen einander voraus und ergänzen sich, wie Aeußeres und Inneres an demselben Christenthum. Und darum werden sie sich auch wieder zusammenfinden und in Einer Kirche zusammenhalten. „Und die Zeit ist gekommen, wo die Scheidewände, so zu sagen, durchsichtig werden, die getrennt wohnenden Christen einander wahrnehmen und kennen lernen und zum Bewußtsein ihrer Gemeinschaft in Christo erwachen. *Und jede Lebensäußerung*, welche uns in den Angehörigen

einer andern Kirchenabtheilung den Mitchristen erkennen läßt, sollte mit herzlicher Freude willkommen geheißen werden."*)

Daß die confessionellen Unterschiede, sofern sie ihren Principien gemäß sind, gegenseitig auf Anerkennung Anspruch zu machen haben, dafür liegt aber der Beweis im Wesen des Christenthums selbst. Wir haben daher auch schon gleich Eingangs die Bemerkung fallen lassen, daß der anstößige Ausdruck: „Eine Kirche mit zwei Bekenntnissen" längst in Mißcredit und Vergessenheit gekommen, weil man seit der Kirchenspaltung die wahre Kirche ausschließlich nur auf der einen oder auf der andern Seite zu haben versicherte. So war es aber nicht immer. Und am wenigsten findet sich diese dürftige Ansicht von der Kirche schon in den ersten Zeiten des Christenthums, wo man noch zu sehr von der allseitigen Bestimmung desselben für die Menschheit durchdrungen war, als daß man es nur in der Einen exclusiven Form des Judenchristenthums hätte anerkennen können. Oder wem sollte denn der himmelweite Unterschied in der Auffassung des Christenthums überhaupt und der Person Christi insbesondere, der zwischen dem Heidenapostel Paulus und dem Judenapostel Petrus liegt, noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein? Und wer hätte diese gegensätzliche Stellung der beiden Apostel in der Christologie, die nun einmal nicht wegzuleugnen ist, weil sie in der Natur der Sache selbst liegt, nicht schon in Beziehung auf den confessionellen Gegensatz in der abendländischen Kirche ins Auge gefaßt, um dem zwieträchtigen Verhältnisse zwischen Katholicismus und Protestantismus auf den Grund zu sehen. Und was ist denn da zu sehen?

Auch wer sich nicht geneigt findet, mit Schelling den Apostel Paulus für den „ersten Protestanten" zu halten, obgleich es damit in einem gewissen Sinne seine Richtigkeit hat, der wird doch die Thatsache anerkennen müssen, daß der

---

[1]) Thiersch. Döllingers Auffass. des Urchrist. S. 13.

Heidenapostel, der sonst mit Entrüstung gegen jegliche Spaltung und Trennung in der Kirche eiferte, für seine anders gearteten Gemeinden eine freie, vom Gesetzesstandpunkte des Judenchristenthums unabhängige Stellung nicht bloß beanspruchte, sondern dem ersten Papste gegenüber mit Entschiedenheit auch zu behaupten wußte. An diesem durch apostolische Autoritäten sanctionirten Normalverhältnisse könnte es daher Jedem, der das Bedürfniß fühlt, klar werden, was die Eine Kirche mit zwei Bekenntnissen ursprünglich in Wahrheit zu bedeuten hatte. Und wer dann weiter wissen möchte, wie sich eine solche Kirche, die uns Noth thut, auch in gegenwärtiger Zeit wieder zu gestalten habe, der verlege sich ohne confessionelle Vorurtheile nur etwas unbefangener auf das Studium des Römerbriefes, wo der Apostel Paulus, der damals auch in der römischen Kirche noch mitsprechen durfte, die streitenden Parteien vor eiteler Selbstüberhebung und vor gegenseitiger Verurtheilung warnt, und sie dann gründlich darüber belehrt, wie die protestantische Gewissensfreiheit der Einen mit der katholischen Glaubenseinheit der Andern, ohne das Wesen des gemeinsamen Christenthums zu gefährden, in Einklang zu bringen sei. So war es damals, bei der Gründung der abendländischen Kirche, ehe es zur Trennung der beiden Bekenntnisse und zum Auseinandergehen der Bekenner mit dem Rufe: „Ich halte es mit Petrus, ich mit Paulus", gekommen.*)

Und an dieser Vermittlung der confessionellen Gegensätze wird jetzt auch die deutsche Kirche ihre Einheit wiederfinden müssen, wenn aus der nationalen Einheit diesseits und jenseits der Mainlinie etwas werden soll. Der politische Dualismus, der Nord- und Süddeutschland auseinander geworfen, kann nur zugleich mit dem religiösen Dualismus, der ihm seit der Reformation zu Grunde liegt, wieder aufgehoben und be-

*) 1. Kor. 1, 12.

seitigt werden. Die extremen Tendenzen der beiden Ultras, die nur auf ihre gegenseitige Vernichtung ausgehen, können daher der deutschen Nation am wenigsten zum Heile dienen; es kann in Deutschland nichts helfen, als die Vermittelung des norddeutschen Protestantismus mit dem süddeutschen Katholicismus durch Anerkennung der beiderseitigen Principien. Sind wir aber erst in religiösen Dingen zur Versöhnung der subjectiven Gewissensfreiheit mit der substanziellen Glaubenseinheit gekommen, und wir müssen dazu kommen, dann werden sich die gleichartigen Consequenzen im Staatsleben zur Wiederherstellung der deutschen Einheit im Bunde mit der deutschen Freiheit schon von selbst einfinden.

Aber wie mag diese einzige Möglichkeit, vor der wir stehen, zur Wirklichkeit werden? Wie werden wir im Kampfe mit der übermäßigen Autorität des ultramontanen Katholicismus auf der einen und dem reinen Humanismus des negativen Protestantismus auf der anderen Seite zur Einigung der beiden Bekenntnisse und zur entsprechenden Einheit des deutschen Staatslebens gelangen? Das ist freilich eine andere Frage, und an diesem Wie hat sich schon Mancher vor unseren Zeiten den Kopf zerbrochen. Seit Leibnitz und Bossuet ist hierüber viel hin und her debattirt und experimentirt worden, doch ohne Erfolg; auch die wohlgemeintesten Wiedervereinigungs-Versuche haben sich, bis auf die letzte Erfurter Zusammenkunft herab, spurlos im Sande verlaufen. Das kann auch gar nicht befremden, denn Staat und Kirche sind in fundamentalen Dingen kein Machwerk menschlicher Ueberlegung und lassen sich nicht künstlich zubereiten. Die Wiedervereinigung der Confessionen muß sich so zu sagen auf wachsthümliche Weise von selbst machen, und sie wird sich auch machen, wenn — die Zeit erfüllt sein wird, und der geistige Entwickelungsgang der Nation den entscheidenden Moment in der Innerlichkeit der Gemüther zur Reife gebracht hat, der die deutsche Einheit auch auf dem religiösen Gebiete als das eigentliche Be-

dürfniß der Gegenwart erkennen läßt. Diesem Ziele sind wir aber durch die letzte Katastrophe in Deutschland und Italien um die Hälfte des Weges näher gekommen; es lohnt sich daher, auf dem jetzigen Standpunkte schließlich auch noch einen forschenden Blick in die Zukunft zu werfen.

V.

Die Lösung des Räthsels.

Angesichts der durchgreifenden Reformen, welche Deutschland auch auf dem kirchlichen Gebiete zu gewärtigen hat, stellt sich die Erinnerung an das unerbittliche Non possumus des Papstes unwillkürlich von selbst ein. Was hat die deutsche Nation, mit Hrn. von Ketteler zu reden, „zur Verwirklichung des höchsten Ideals ihrer politischen Bestrebungen" von Rom zu erwarten? Darf sie sich der freudigen Hoffnung hingeben, der Papst werde zu einer Versöhnung des norddeutschen Protestantismus mit dem süddeutschen Katholicismus bereitwillig Ja und Amen sagen, welche, statt zu der mittelalterlichen Kirche zurückzuführen, vielmehr mit der Gewissensfreiheit des Apostels Paulus in einer deutschen Nationalkirche enden soll? Darf die deutsche Nation das wirklich erwarten? Wem es um eine authentische Erklärung zu thun ist, der nehme nur die Encyclica vom 8. Dezember 1864 zur Hand, und wir haben kein Wort hinzuzufügen. Da werden die längst außer Praxis gesetzten und in Vergessenheit gerathenen Rechte des römischen Stuhles über die Fürsten und Könige der Erde wieder so ernstlich in Anspruch genommen, als wäre es möglich, die europäische Geschichte nach Belieben aus dem 19. in das 13. Jahrhundert zurückzuwälzen: und das scheint doch gerade keine Anerkennung des projectirten deutschen Nationalstaates nach modernen Rechtsbegriffen zu sein. Da wird ferner auch die Gewissensfreiheit in religiösen Dingen, als lebten wir noch

in den Zeiten der Inquisition, rundweg und ohne Einschränkung für Wahnsinn erklärt, weil sie mit dem Bevormundungssysteme des Ultramontanismus unverträglich ist: und darnach würde von einer selbständigen deutschen Kirche im Sinne des Paulinischen Lehrbegriffs auch keine Rede sein dürfen. Das also unterliegt keinem Zweifel, die Verwirklichung des höchsten Ideales unserer politischen Bestrebungen ist und bleibt eine Unmöglichkeit, wenn die religiöse Einheit, die als unerläßliche Bedingung zu Grunde liegen muß, erst noch auf die Initiative von Seite des Papstes zu warten hätte. Aber woher könnte diese Initiative denn sonst noch kommen? Als Antwort erinnern wir an eine andere Frage von ganz gleicher Bedeutung, die einem eben so unbeugsamen Non possumus gegenüber bereits ihre Entscheidung gefunden hat.

Hat denn der Kaiser von Oesterreich, als er zur Einsicht gekommen, daß es mit dem unversöhnlichen Dualismus der beiden Großmächte in Deutschland nicht länger mehr gehe, und nachdem er auf dem Fürstentage zu Frankfurt auch noch in eigener Person die Erfahrung gemacht, daß er selbst der Mann nicht sei, die deutsche Nation zufrieden zu stellen, hat der Kaiser da im Interesse dieser Nation den hochherzigen Entschluß gefaßt, seine letzte mittelalterliche Position „draußen im Reiche“ aufzugeben, um der nationalen Einheit Deutschlands unter Preußens Hegemonie freien Raum zu gewähren? Nein. Und hat darum Deutschland dem kaiserlichen Non possumus gegenüber auf die Verwirklichung des höchsten Ideales seiner politischen Bestrebungen verzichten, und hat Preußen der fixen Idee von seinem sogenannten Berufe entsagen müssen? Abermals nein. Fünfzig Jahre lang ist es der österreichischen Politik nach dem Untergange des Reiches noch gelungen, die preußischen Reform-Anträge am Bunde zu hintertreiben und allem, was auf eine selbständige nationale Entwickelung hinzielte, hemmend und abwehrend in den Weg zu treten: da war das Maß voll, *und es geschah* im Namen der Nation, was nicht ausbleiben

konnte. Das Hinderniß ist nun aus dem Wege geräumt, der Kaiser hat sich aus Deutschland zurückziehen müssen, um dem Könige von Preußen die Organisation des Bundesstaates zu überlassen. Wenn das aber dem österreichischen Kaiser im Kampfe mit dem Geiste des 19. Jahrhunderts, den er nicht anerkennen mochte widerfahren konnte, wessen hat sich dann der ultramontane Papst, der sich ja erklärtermaßen auch nicht „mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und der modernen Civilisation versöhnen und vergleichen kann" (Syllabus 80), in derselben Stellung auf dem Gebiete der Kirche zu versehen, für den Fall nämlich, daß es nächstens auch zur religiösen Einheit in Deutschland kommen sollte? Wer wird endlich auch das ultramontane Kirchenregiment des 15. Jahrhunderts in die Nothwendigkeit versetzen, aus Deutschland auszuscheiden? Wir wollen sehen.

Mit dem Prager Frieden dürfte die Sache weder in Deutschland, noch auch in Italien schon abgethan sein. In Italien ist es die exceptionelle Stellung des Kirchenstaates, die noch ihre definitive Entscheidung erwartet. Und wie wird diese centnerschwere Angelegenheit, die recht eigentlich die ganze Welt mit angeht, zum Abschlusse gelangen? Der Möglichkeiten giebt es überhaupt nur zwei, so daß die Krisis in dem entscheidenden Momente auf eine principielle Alternative hinauslaufen wird. Entweder gehört die weltliche Herrschaft des Papstes nothwendig zum Wesen der katholischen Kirche, — und dann muß sie nach wie vor bestehen bleiben; oder aber sie ist dem Papste nur nothwendig zur Fortsetzung des ultramontanen Kirchenregimentes und zur Bevormundung der bischöflichen Landeskirchen diesseits der Berge, — dann geht es mit dieser Herrschaft zu Ende, und die italienische Nation wird sich keinen Skrupel daraus machen, auch noch den Kirchenstaat zu annectiren. Ist aber in Folge dieser Annexion die nationale Einheit Italiens zu Stande gekommen, dann ist damit auch zugleich die religiöse und die nationale Einheit Deutsch-

lands diesseits und jenseits des Main zur Möglichkeit geworden. Zum besseren Verständnisse dieser Vision in die Zukunft geben wir Folgendes zu erwägen.

Die Schöpfung eines Kirchenstaates, sagt man, war in den Zeiten Karls des Großen eine historische Nothwendigkeit, um der Autorität des Papstes eine übernationale Stellung für die gesammte Kirche zu sichern. Man wird dies für die damaligen Zeiten des Anfanges, wo die abendländischen Völker noch unter Vormundschaft stehen mußten, unbedenklich zugeben können. Aber darum darf man in jetziger Zeit, nachdem die Völker zum Selbstbewußtsein des Mannesalters gekommen, auch umgekehrt argumentiren: Sollte es zur Annexion des Kirchenstaates kommen, dann würde die Autorität des Papstes in ihrer übernationalen Stellung zu einer historischen Unmöglichkeit geworden sein und die katholische Kirche sähe sich genöthigt, mit dem modernen Nationalleben der Völker in nähere Verbindung zu treten. Und in diesem Sinne deutet Pius IX. auch selbst die Zeichen der Zeit, das beweist seine Allocution vom 9. Juni 1862 an die damals in Rom versammelten Bischöfe. Da hat sich der Papst mit den Bischöfen, um der Unabänderlichkeit des mittelalterlichen Kirchenregimentes das Wort zu reden, entschieden dahin erklärt: „daß die weltliche Herrschaft des heil. Stuhles dem römischen Oberhirten nothwendig ist, damit dieser keinem Fürsten und keiner bürgerlichen Gewalt unterthan, in der ganzen Kirche mit vollster Freiheit die oberste Gewalt und Autorität ausübe.“ Also, darf man schließen, würde es dem Papste nach dem Verluste der weltlichen Herrschaft nicht mehr möglich sein, die oberste Gewalt und Autorität in der unumschränkten Weise, wie es seit dem 15. Jahrhundert geschehen, über die Bischöfe diesseits der Berge auszuüben. Was aber dann?

Daß dann keineswegs das Papstthum selbst, welches als centrum unitatis unter allen Umständen bestehen bleiben *muß, sondern nur* die nach und nach bis zum Ersticken zusam-

mengeschnürte Centralisation des ultramontanen Regierungssystemes in der katholischen Kirche unmöglich geworden, liegt auf der Hand, und das weiß man auch in Rom. Das Papstthum hatte schon 800 Jahre vor der Schöpfung des Kirchenstaates bestanden, und es würde auch nach dem Aufhören desselben noch fortbestehen können, dafür ist ohne die weltliche Herrschaft gesorgt. Und gesetzt nun den Fall, der früher oder später wohl eintreffen könnte, das Papstthum wäre im Kampfe mit dem Geiste der modernen Civilisation wieder auf den Standpunkt gebracht, auf dem es vor den Schenkungen Pipins und Karls des Großen gestanden, als sein Reich noch nicht von dieser Welt war, — und der Geist der Religion Jesu dürfte sich über diese Wendung in der abendländischen Kirchengeschichte schwerlich sehr betrüben, — gesetzt also, die Katastrophe, welche in unseren Tagen das Kaiserthum in Deutschland betroffen, wäre nach demselben Plane der Vorsehung gleichzeitig auch dem Papstthum in Italien vorbehalten: wie würde sich dann das Regiment in der katholischen Kirche überhaupt und in der deutschen Kirche insbesondere, den neuen Verhältnissen entsprechend, umgestalten müssen? Auf dieses Wie hat der Papst in der vorgenannten Allocution schon selbst bestimmt genug hingewiesen. In dem Falle nämlich wäre das seit dem Wiener Vertrage von 1448 zur Alleinherrschaft erhobene unumschränkte Papalsystem ein- für allemal unhaltbar geworden: der Papst müßte sich zur Wiederherstellung des damals im Bunde mit dem Kaiser unterdrückten Episkopalsystemes entschließen, und die römische Kirche sähe sich genöthigt, die absorbirten Rechte und Freiheiten der einzelnen Nationalkirchen wieder auszuliefern. Das heißt aber, in die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts übertragen: Auch der Papst wäre dann in die Nothwendigkeit versetzt, die deutsche Kirche auf nationalem Boden sich selbst neu gestalten zu lassen, gleichwie der Kaiser angesichts der politischen

Umwälzung im Reiche seine „Zustimmung zur Neugestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates" nicht mehr versagen konnte.

Nach dem Verluste der weltlichen Herrschaft des Papstes würde also die Lage der deutschen Bischöfe vollkommen der entsprechen, in welcher die deutschen Fürsten sich nach der Niederlage des Kaisers bei Königgrätz befanden. Da war endlich der letzte Schatten der mittelalterlichen Kaiserherrschaft aus Deutschland geschwunden. Und wie der österreichische Kaiser nun die aus ihrem bisherigen Verbande entlassenen Fürsten an das moderne Preußen verweisen mußte, um sich mit diesem über die politische Zukunft Deutschlands zu verständigen, so und nicht anders würde es nach dem Untergange des Kirchenstaates von selbst auch zur Auflösung der ultramontanen Verbindung des Papstes mit den Bischöfen und zur Versöhnung der letztern mit der protestantischen Gewissensfreiheit im Paulinischen Sinne, d. h. zur Wiedervereinigung der sichtbaren Kirche mit der unsichtbaren kommen müssen. Und dann, sollte man meinen, dürften die Bischöfe, eben weil der Papst nach eigenem Geständnisse die oberste Gewalt und Autorität in der bisherigen Weise nicht mehr ausüben kann, in der wiedergewonnenen selbständigen Stellung schon Gelegenheit genug finden, sich fortan weniger mit den materiellen Interessen der römischen, desto mehr aber mit den geistigen Bedürfnissen der deutschen Kirche zu beschäftigen, die aus dieser letzten Krisis ihre Wiedergeburt zur deutschen Nationalkirche mit zwei Bekenntnissen zu erwarten hat. Denn das ist die Zeit der Vollendung, die der Apostel Paulus vorhergesehen, die Zeit, „wo wir alle gelangen zur Einheit im Glauben und in der Erkenntniß des Sohnes Gottes, zum vollkommenen Manne, zum Maaße des vollen Alters Christi"*).

*) Ephes. 4, 13 ff.

Nach der Auflösung des ultramontanen Kirchenregimentes liegt das Schicksal der deutschen Kirche in den Händen der deutschen Bischöfe. Was werden sie in diesem verhängnißvollen Augenblicke unternehmen? Werden sich die Bischöfe, statt der selbständigen deutschen Nationalkirche und der ihr gebührenden Episkopalverfassung wieder aufzuhelfen, für das Fortbestehen des absoluten Papstthums aus dem 15. Jahrhundert erklären, wie jüngst die deutschen Fürsten in derselben Lage, um die Neugestaltung Deutschlands zum Nationalstaate zu hintertreiben, für die Herrschaft des österreichischen Kaiserthums aus jenen Zeiten zu den Waffen gegriffen haben? Nach welcher Seite hin werden unsere Bischöfe sich entscheiden? Wir wissen es nicht; aber was wir wissen, glauben wir nicht verschweigen zu sollen.

Seit dem Tridentinum, wo die mittelalterliche Kirche ihre Entwickelungsgeschichte abgeschlossen und, der modernen Civilisation abgeneigt, sich zur Ruhe gesetzt, haben sich auch die deutschen Bischöfe, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht mehr vernehmen lassen, um die ihnen entrissene Selbständigkeit wieder zu gewinnen. Sie sind seitdem mit Leib und Seele dem absoluten Regierungssysteme des Papstthums ergeben, sie sind gegenwärtig vielleicht päpstlicher gesinnt, als der Papst selbst, und scheinen sich in ein anderes, ihrer ursprünglichen Bestimmung mehr entsprechendes Verhältniß gar nicht mehr hineindenken zu können. Jede Erinnerung an das selbständige Auftreten des Apostels P a u l u s, dessen principielle Bedeutung namentlich für den germanischen Charakter der deutschen Kirche den Bischöfen zu Constanz und Basel noch nicht abhanden gekommen war, ist inzwischen vor den durch den Jesuitismus vergötterten Privilegien des Papstes auf dem Stuhle P e t r i ganz erloschen, und keiner wagt es mehr, sie zu allgemeinem Nutz und Frommen wieder aufzufrischen. Bei Verwickelungen mit dem wissenschaftlichen, dem politischen und religiösen Leben der Gegenwart, die unter dem Druck dieses Kirchenregimentes unvermeidlich geworden, sind daher unsere Bischöfe vor al-

und auch hauptsächlich nur darauf bedacht, dem Ansehen und der Machtfülle des römischen Stuhles neue Opfer zu bringen, ohne zugleich zu bedenken, daß dadurch die katholische Kirche dem Bewußtsein der Völker, die eben so fest mit Leib und Seele in die moderne Weltanschauung hineingewachsen sind, entschieden fremd und fremder werden muß. Unsere Bischöfe haben sich mit den fatalen Bestimmungen des Wiener Vertrags von 1448, den der Papst mit dem Kaiser, der nicht mehr eristirt, hinter ihrem Rücken abgeschlossen, vollständig ausgesöhnt, als müßte es so sein, und halten nun gar ihre passive Stellung dem römischen Stuhle gegenüber für die normale in der Kirche: daher es ihnen jetzt, wo alles auf dem Spiele steht, wie eine Majestäts-Beleidigung vorkommen muß, dem heiligen Vater auch nur einmal von ferne andeuten zu sollen, daß die religiösen Zustände aus mittelalterlichen Zeiten dem selbstbewußten Geiste der Gegenwart wirklich keine Befriedigung mehr gewähren können. Das ist das ungeheuerliche Mißverhältniß zwischen dem Stabilitätssysteme der alten Kirche und dem geistigen Fortschritt der modernen Civilisation, welches in dem entscheidenden Augenblicke, der uns bevorsteht, allerdings kein gutes Ende nehmen zu können scheint. Vielleicht aber scheint es auch nur so.

Freilich wird es nach der Katastrophe in Italien auch in Deutschland an Zerwürfnissen nicht fehlen, und die dürften diesmal um so geräuschvoller ausfallen, weil es sich um die Existenz des alten Systemes selbst handelt. Aber man müßte doch auch eine sehr dürftige Vorstellung von der religiösen Bestimmung des neuen Systemes, oder vielmehr des alten Episkopalsystemes haben, wenn man dem Wiederauftreten des Heidenapostels in der Kirche gar keine Kraft mehr zutrauen und sich von seinen zeitgemäßen Reformen keine nachhaltige Wirkung auf die Gemüther versprechen wollte. Die Wahrheit wird uns frei machen. Die Zeit ist abermals erfüllt, und die Macht der Verhältnisse *wird stärker sein*, als die Herrschaft der Personen und ihrer ein-

gerosteten Vorurtheile, Verhältnisse, wie sie in der abendländischen Kirche noch nicht dagewesen sind. Und dann sollte man doch nicht so ganz übersehen, daß, während in Italien das ultramontane Kirchenregiment zusammengebrochen und außer Thätigkeit gesetzt worden, gleichzeitig in Deutschland die Zügel der Regierung in Hände übergegangen sind, die schon von Constanz her dazu auserkoren waren, den unter Vormundschaft gestellten deutschen Episkopat dermaleinst in die ihm entzogenen Rechte und Freiheiten wieder einzusetzen. Wir meinen die Regierung des deutschen Königs, der mit dem deutschen Parlamente zur Seite doch wohl schwerlich in der Lage sein dürfte, das neugestaltete Deutschland, wie weiland das heilige römische Reich, wieder nach einem ausländischen Schwerpunkte graviren zu lassen. Und Angesichts dieser letzten, entscheidenden Wendung in der deutschen Staats- und Kirchengeschichte, die durch keine Machtsprüche mehr aufzuhalten sein wird, sollten unsere Bischöfe ihre nationale Stellung nicht begreifen, und sich nicht entschließen können, vermittelnd und versöhnend zwischen den römischen Papst und den deutschen König zu treten? Sie allein sollten es nicht wissen können, was es diesseits des Mittelalters zur religiösen und politischen Wiedergeburt der Nation mit dem „sogenannten Berufe Preußens“ für eine absonderliche Bewandtniß hat? — — —

Dem Herrn Bischof von Mainz aber, der sich über die unvermeidlich gewordene Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland nicht zu trösten weiß, weil er sich von der „erträumten Machtstellung des Borussianismus“ kein Heil für die katholische Kirche versprechen kann, ihm möchten wir schließlich noch besonders jene preußenfreundliche Erklärung aus der Hauptstadt des Katholicismus wieder ins Andenken zurückrufen, die nicht ohne Absicht gerade damals an die Oeffentlichkeit gelangte, als der Herr Bischof selbst mit der Abfassung des Vorwortes zu seiner preußenfeindlichen Schrift beschäftigt war. Es ist der merkwürdige Artikel des officiösen Blattes der römischen Curie,

des „Osservatore Romano", vom 8. Januar d. J., der sich so unzweideutig, wie nur möglich, über die Mission Preußens in Deutschland ausgesprochen, und es der katholischen Welt ans Herz gelegt hat, daß sie Grund habe, der erweiterten Macht dieses Staates mit Vertrauen entgegenzukommen. Der Artikel sagt nämlich u. a. auch Folgendes:

Das „Memorial diplomatique" (bekanntlich das Organ der österreichischen Gesandtschaft) zeigt mit jedem Tage eine größere Besorgniß hinsichtlich der Fortschritte, welche Preußen in Deutschland gemacht hat, so wie hinsichtlich der einflußreichen Stellung, welche dieser Staat wahrscheinlich in Europa einnehmen wird. Das pariser Blatt glaubt, daß das deutsche Kaiserreich bereits fertig ist, und daß König Wilhelm I. und nach ihm seine legitimen Nachfolger Kaiser sein werden. Demnächst stellt dieses Blatt seine Betrachtungen darüber an, was das neue deutsche Kaiserreich für Italien thun und welche Stellung dasselbe zur römischen Frage einnehmen werde. Indessen, wenn wir Alles das zusammenfassen, was bereits eingetreten ist, oder was sich in dem Moment, wo wir dieses schreiben, ereignet, so können wir wohl ohne Selbsttäuschung behaupten, daß wir — was auch immer das Schicksal Preußens und Deutschlands sein möge — die feste Zuversicht hegen, daß dasselbe seine Consolidirung nicht auf dem Wege der Revolution suchen werde, sondern vielmehr auf dem Wege des Rechtes und der Gerechtigkeit und durch die Vertheidigung und Sicherstellung dessen, was durch die Revolution gefährdet ist, und was schon so lange durch die Schädigung des Rechtes und der Gerechtigkeit leidet.

Wenn somit das Memorial diplomatique die Ueberzeugung ausspricht, daß Preußen, auch wenn es sich zum deutschen Kaiserreiche ausgebildet haben wird, eher sich dem Papstthum als dem revolutionären Italien günstig zeigen werde, so *ist* diese Ueberzeugung nicht nur auf den wahren Interessen *Preußens selbst*, sondern auch auf neueren Vorgängen begrün-

det, welche einerseits dem Könige Wilhelm zur Ehre gereichen, andererseits aber den Katholiken der ganzen Welt Beruhigung verschafft haben hinsichtlich des neuen und gewaltigen Machtzuwachses, welchen jener Staat schon erlangt hat, oder noch in Europa erlangen wird. Wir unsererseits kennen nicht die Beschlüsse der Vorsehung und wagen nicht, denselben nachforschen oder sie entdecken zu wollen. Wir wollen es hier nur aussprechen, daß wir die jüngsten europäischen Ereignisse als einen neuen und vollgültigen Beweis für den fortgesetzten und nachhaltigen Schutz betrachten, den Gott seiner Kirche und dem heiligen Rechte seines Stellvertreters auf Erden angedeihen läßt.

So der „Osservatore Romano", der in dem vorliegenden Fall offenbar sehr wohl weiß, was er sagt. Und Hr. v. Ketteler wird es jetzt auch wissen, daß man gerade in Rom am wenigsten auf eine Restauration des mittelalterlichen Oesterreich in Deutschland speculirt, weil man die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geist der deutschen Geschichte nun vollends von den Habsburgern auf die Hohenzollern übergegangen ist.

Druck von F. Heinicke in Berlin, Hirschelstraße 4.



